

Frank Helzel

ALTERN UND STERBEN ZWISCHEN SELBSTBESTIMMUNG UND KOLONIALISIERUNG

Bad Wildungen 2018



Eine sogenannte Seniorenresidenz



Nach dem Tod und vor der Bestattung in die Kühlkammer

Inhaltsverzeichnis

1 Am Ende des Lebens.....	5
1.1 Einige Beispiele.....	5
1.2 Montaigne über Tod und Suizid.....	10
2 Sich und der Welt fremd werden.....	15
– Exkurs: „Ist er denn noch nicht tot?“ (Wilhelm Raabe) und Jean Améry's Reflexionen über das Ich und den Anderen.....	18
3 Höhere Gewalt und Suizide im Umfeld des europäischen Kolonialkrieges 1938-1945.....	20
4 Drei Romane aus den letzten hundert Jahren.....	24
4.1 Wilhelm Raabe, Altershausen (1902, erschienen posthum 1911).....	25
4.2 Romain Gary (Émile Ajar), L'angoisse du roi Salomon (1979) / König Salomons Ängste (1980).....	31
4.2.1 Vorstellungen vom Altern.....	31
– Exkurs: Kolonialisierungsprogramme für die Welt der Alten im 21. Jahrhundert.....	35
4.2.2 Monsieur Salomon Rubinsteins gelungenes Altern.....	37
4.2.3 Monsieur Salomons Altern als ein Gemeinschaftswerk.....	39
4.2.4 Garys Kampf gegen die kolonialisierende Organisation des Alterns.....	49
4.3 Philip Roth, Everyman / Jedermann (2006).....	52
4.3.1 Eine gradlinige Geschichte zwischen Geburt und Tod.....	53
4.3.2 Erfahrungen „Jedermanns“.....	54
4.3.3 Im Seniorendorf für betuchte Spießer.....	58
5 Wunschträume.....	62
Reisefotos von einer Erinnerungsfahrt nach Nordböhmen 2014:.....	64
6 Zwei Komödianten treten ab.....	66

„... ein tiefes Erschrecken vor dem Ich, das zugleich, da A es ja betrachten kann, nicht nur im Spiegel, sondern es auch betasten kann, so dass auf unheimliche Art die Hand, die sich befühlt, auch fühlende Hand wird, das Nicht-Ich ist, so dass stets und auch in der Jugend das Urvertrauteste uns als ein Fremdes gegenübertritt.“

Jean Améry, *Sich fremd werden*, in: *Über das Altern. Revolte und Resignation*, Ernst Klett, Stuttgart 1968

„Wo der Tod auf uns wartet, ist unbestimmt; wir wollen überall auf ihn gefaßt sein. Sich in Gedanken auf den Tod einrichten, heißt sich auf die Freiheit einrichten; wer zu sterben gelernt hat, den drückt kein Dienst mehr: nichts mehr ist schlimm im Leben für denjenigen, dem die Erkenntnis aufgegangen ist, daß es kein Unglück ist, nicht mehr zu leben. Sterben können befreit uns von aller Knechtschaft, von allem Zwang.“

Michel de Montaigne, *Philosophieren heißt sterben lernen*

Stefan Scholl: *„Ändern die neuen Waffen auf beiden Seiten etwas am alten Gleichgewicht des Schreckens?“*

Viktor Litowkin: *„Nein, ihr Einsatz bedeutet nach wie vor das Ende der Welt.“*

Der russische Militärexperte Litowkin über die Rüstungsstrategien in Washington und Moskau, Frankfurter Rundschau, 4. Juni 2018.

„Damals hatten wir die Vorstellung, wir würden in einer Art Pferch gefangen gehalten, und warteten darauf, ins Leben entlassen zu werden. Und wenn dieser Moment käme, würde unser Leben – und die Zeit selbst – an Fahrt gewinnen. Wie sollten wir auch wissen, dass unser Leben ohnehin begonnen hatte, dass mancher Vorsprung bereits begonnen hatte, mancher Schaden bereits angerichtet war? Und dass nach der Entlassung nur ein größerer Pferch auf uns wartete, dessen Grenzen zunächst nicht zu erkennen waren?“

Julian Barnes, *Vom Ende einer Geschichte*, btb, 2013

„C’est la résistance des faibles, l’amour en marche.“

Tzvetan Todorov über Romain Gary, 2000

1 AM ENDE DES LEBENS

1.1 EINIGE BEISPIELE

MICHEL DE MONTAIGNE

Montaigne starb auf seinem Schloss am 13. September 1592 im Alter von 59 Jahren. Der Gedanke an den Tod begleitete ihn sein Leben lang und wurde immer wieder Thema in seinen [*Essais*](#).

Über seinen eigenen Tod gibt es wenig Genaues, außer dass drei seiner Freunde, die nicht an seinem Sterbebett waren, in Briefen von einem ruhigen Ende schrieben. 1619, 27 Jahre nach seinem Tod, wurde mitgeteilt, dass er an einer Halsentzündung litt, die ihn schließlich am Sprechen hinderte. Schriftlich habe er seine Frau und ein paar Nachbarn zu sich gebeten, und während die Messe gefeiert wurde, sei er gestorben.

WILHELM RAABE

„Im Januar 1910 starb seine Schwester Emilie, der er sich sehr verbunden fühlte. Im März brachte eine Erkältung ein schmerzhaftes Blasenleiden, das ihn ans Haus fesselte. Noch erlebt er die Freude, daß ihm am 7. August auf dem Großen Sohl im Hils bei Eschershausen das erste Denkmal errichtet wird und daß ihm die Universität Berlin anlässlich ihrer Hundertjahrfeier den Dr. med. h. c. verleiht. Am 19. Oktober schreibt er: *Der geistige und körperliche Krüppel ist vollständig bei mir in die Erscheinung getreten.* Vom 2. November datiert die letzte Tagebucheintragung. Er lag, scheinbar ruhig dahindämmernd, in Wirklichkeit immer noch beobachtend, jetzt nur noch sich selbst. In der letzten Nacht hörte seine Tochter ihn deutlich sagen: *Ist er denn noch nicht tot?* Am 15. November 1910 gegen Abend kam das Ende.“¹



LAURA UND PAUL LAFARGUE

In seinem Testament von 1911 teilte Paul Lafargue (1842-1911) seine Selbsttötung, bei der auch seine Frau aus dem Leben schied, zusammen mit einem Appell folgendermaßen mit:

„Gesund an Körper und Geist nehme ich mir das Leben, bevor das unerbittliche Alter, das mir zugleich Vergnügen und Lebensfreude nehmen und mich meiner physischen und intellektuellen Kräfte berauben wird, meine Energie zersetzt und meinen Willen bricht und mich zu einer Last für mich selbst und andere macht.“

Schon vor Jahren habe ich mir geschworen, die 70 nicht zu überschreiten; ich habe die Jahreszeit für mein Sterben bestimmt und die Ausführung meines Beschlusses vorbereitet: eine hypodermatische Injektion von Blausäure.

¹ Hans Oppermann, *Wilhelm Raabe in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Rowohlt, Reinbek b. Hamburg 1970, S. 129.



Jenny Laura Marx, 1864



Paul Lafargue, 1871

Laura und Paul Lafargue nahmen sich in der Nacht vom 25. auf den 26. November 1911 nach einem Opernbesuch gemeinsam das Leben.

Ich sterbe in der größten Freude über die Gewissheit, dass die Sache, der ich mich mehr als 40 Jahre gewidmet habe, in einer nahen Zukunft siegen wird.

Es lebe der Kommunismus!

Es lebe der Internationale Sozialismus!“²

Seine Frau hat keine Nachricht hinterlassen.

CHARLOTTE PERKINS GILMAN

„Im Jahr 1922 zog Perkins Gilman mit ihrem Mann nach Norwich (Connecticut), wo sie das religionskritische Buch *His Religion and Hers* schrieb und ihre Autobiographie in Angriff nahm. Zehn Jahre später wurde bei ihr Brustkrebs diagnostiziert. Nach dem Tod ihres Mannes (1934) wechselte sie nach Kalifornien, um näher bei ihrer Tochter zu sein. Am 17. August 1935 schied sie aus dem Leben, indem sie Chloroform inhalierte. In einem Abschiedsbrief bemerkte sie dazu:

„Kein Schmerz, kein Unglück oder ‚gebrochenes Herz‘ berechtigt einen dazu, sein Leben zu beenden, solange man noch die Kraft zum Dienst an der Gemeinschaft besitzt. Doch wenn jegliche Nützlichkeit hinter einem liegt, wenn man sicher ist, daß der Tod unausweichlich bevorsteht, gehört

² Gabriele Dietze, *Todeszeichen, Freitod in Selbstzeugnissen*, Luchterhand, Darmstadt-Neuwied 1981, S. 113.

es zu den simpelsten Rechten des Menschen, einen schnellen, leichten Tod an Stelle eines furchtbaren und langsamen zu wählen.' „³

ROMAIN GARY

„Am 2. Dezember 1980, 16.30 Uhr, streckte sich Romain Gary auf seinem Bett aus und schoss sich eine Kugel in den Mund. Am Fußende lag ein Brief an seinen Herausgeber: *„Kein Zusammenhang mit Jean Seberg. Den Anhängern gebrochener Herzen wird empfohlen, sich anderweitig zu orientieren.“* Die Waffe, ein Revolver Smith & Wesson vom Typ 38, hatte Gary gekauft, bevor er Jean Seberg begegnete. Fünfzehn Monate zuvor wurde diese, eingehüllt in eine Decke, tot auf dem Rücksitz ihres Autos gefunden. In ihrer Hand eine undatierte Abschiedsnotiz für ihren Sohn. Die Untersuchung erbrachte keinen Hinweis darauf, dass sie sich das Leben genommen hatte. Aber einige Wochen zuvor hatte sie ein Mann zurückgehalten, als sie sich vor die Metro werfen wollte. Nichts bestimmte diese beiden *outcasts* zu einer Begegnung: er, ein Jude aus Litauen, geboren 1914, Witwer einer hingebungsvollen Mutter, und sie, die kleine puritanische Amerikanerin aus dem Mittleren Westen, geboren 1938. Nichts, es sei denn eine große Einsamkeit, eine schlechte Einsamkeit, eine, die einen erdrückt, anstatt einen atmen zu lassen, wie Gary sagte.“⁴

pour la presse Jean G.

Aucun rapport avec Jean Seberg. Les berceuses du cœur brisé sont priées de s'adresser ailleurs.

On peut malheureusement en dire beaucoup de choses. Mais alors il faut admettre que celle-ci dure depuis que j'ai été homme et n'a jamais de mieux à bien me dire encore littérairement.

Alors, pourquoi ? Peut-être faut-il chercher la réponse dans le titre de mon ouvrage autobiographique La nuit sera calme et dans les derniers mots de mon dernier roman : "car on ne saurait mieux dire." Je ne suis en rien exprimé entièrement.

Romain Gary

3 Siehe [Charlotte Perkins Gilman](#).

4 Übersetzt aus <http://madame.lefigaro.fr/art-de-vivre/amants-terribles-jean-seberg-romain-gary-040710-28524>. – Gary den „Witwer einer hingebungsvollen Mutter“ zu nennen ist eine Anspielung auf das enge Verhältnis, in das die von ihrem Mann verlassene Nina Owczinski ihren spät geborenen Sohn einband. Hier geht es indessen wohl darum, mit dem Hinweis auf seine Person Garys schriftstellerisches Werk laienpsychologisch herabzusetzen. Und was soll „Jude aus Litauen“ heißen? Die Essenz seines Schriftstellerlebens? Gary war katholisch getaufter Franzose mit entsprechenden Papieren. Und wenn Gary hier „outcast“ genannt wird, dann fragt es sich, ob es sich mit dem Begriff deckt, den Gary für sich selbst wählte, nämlich ein „minoritaire-né“ (geborener Minderheitler) zu sein!

„Für die Presse. Tag J.

Kein Zusammenhang mit Jean Seberg. Den Anhängern gebrochener Herzen wird empfohlen, sich anderweitig zu orientieren.

Man kann es sicher einer nervösen Depression zuschreiben. Aber dann hätte man zu veranschlagen, dass diese schon dauert, seit ich erwachsen bin, und sie mir erlaubte, mein literarisches Werk zum guten Ende zu bringen. Also warum? Vielleicht muss man die Antwort in meinem autobiographischen Buch *„La nuit sera calme“* und in den Worten meines letzten Romans: *„Denn besser könnte man es nicht sagen“*⁵ suchen.

Ich habe mich gänzlich ausgedrückt.“

ARTHUR KOESTLER

„1981 ließ sich Koestler zum Vizepräsidenten der britischen Freitod-Vereinigung [EXIT](#) wählen, und am 1. März 1983 schied er gemeinsam mit seiner zweiundzwanzig Jahre jüngeren dritten Ehefrau Cynthia Jefferies durch Suizid aus dem Leben. Er litt an der Parkinson-Krankheit und an Leukämie.“⁶

ERICH LOEST

Der seit längerem erkrankte 87-jährige Erich Loest stürzte am 12. September 2013 aus einem Fenster im zweiten Stock der Leipziger Universitätsklinik. Ein peinlicher Vorgang für die Verantwortlichen. Zur Klärung musste die Polizei eingeschaltet werden. Ein Sprecher des Lagezentrums der Leipziger Polizeidirektion teilte mit, dass es sich um Suizid gehandelt habe.⁷

DIE WÜRDE DES ANDERSDENKENDEN

„Die dort [in der Schweiz] ansässige Organisation ‚Dignitas‘, so stand es überall zu lesen, habe einem todkranken Mann Sterbehilfe geleistet – und zwar in einem Auto auf einem Parkplatz. Die Folge war ein öffentlicher Aufschrei, Medien und Politiker empörten sich. Im Auto! Auf einem Parkplatz! Offenbar schreckte ‚Dignitas‘ (was ja nichts anderes als ‚Würde‘ heißt) vor nichts zurück. Was für ein Anschlag auf die Menschenwürde!

Wenn man recherchiert hätte, was durchaus möglich gewesen wäre, so hätte man das Folgende erfahren können: Der Parkplatz war eine einsame Stelle im Wald; und das Auto ein Wohnmobil, mit dem der kranke Mann in glücklicheren Jahren zahlreiche Ferienreisen unternommen hatte. Vor seinem Tod hatte er erklärt, das Fahrzeug sei für ihn so etwas wie ein Zuhause. Er wünsche ausdrücklich, in der ihm vertrauten Umgebung zu sterben. Das sei Ausdruck seiner Würde.

Was daraus zu lernen ist? Dass nur das jeweilige Individuum selbst definieren kann, was für ihn würdig sei. Dass die Behauptung einer wie auch immer gearteten Würde im Sterben meist eine Anmaßung im Mantel der Fürsorge ist. Würde wäre also, um ein Wort von Rosa Luxemburg abzuwandeln, immer die Würde des Andersdenkenden.“⁸

5 Letzter Satz in Romain Gary, *Les cerfs-volants*, 1980. Deutsch: [Gedächtnis mit Flügeln](#).

6 Siehe [Arthur Koestler](#).

7 Vgl. [Erich Loest](#).

8 <https://www.tagesspiegel.de/meinung/sterbehilfe-die-wuerde-des-andersdenkenden/10828066.html> (12.10.2014).

„MAJAK - LEBEN IN DER TODESZONE



Bewohner waren Stalins Versuchskaninchen

Die Tetscha war die Lebensader in einer kargen Steppenlandschaft. Während man die umliegenden Dörfer entlang der Tetscha evakuierte, ließ man Musljudumovo, 70 Kilometer flussabwärts von der kerntechnischen Anlage Majak, stehen. ‚Man brauchte uns als Versuchskaninchen, um die langfristigen Folgen der Strahlenbelastung zu untersuchen‘, sagt Gosman Kabirov. Er und seine Frau Milya sind in Musljudumovo aufgewachsen, heute wohnen sie in Tscheljabinsk. Im Körper des Taxifahrers steckt die dreifache Maximaldosis an radioaktiver Strahlung, die ein Mensch aufnehmen kann. ‚Ich lebe auf Kredit‘, sagt er. Milya Kabirova leidet unter der Strahlenkrankheit. Kinder kann sie keine bekommen.“⁹

DAS ANTHROPOZÄN ALS KOLLATERALSCHADEN DER EVOLUTION

Gregory Fullers Buch *„Das Ende. Von der heiteren Hoffnungslosigkeit im Angesicht der ökologischen Katastrophe“* erschien zum ersten Mal 1993. Seit 2017 gibt es eine erweiterte Neuauflage im Felix Meiner Verlag, Hamburg. Bei Amazon wird das Buch so vorgestellt:

„Das weltweit dramatische Artensterben, die Wirkungslosigkeit des Pariser Klimaabkommens und nicht zuletzt der Rollback in der US-amerikanischen Klimapolitik werfen in eindringlicher Weise die Frage auf, wie mit der scheinbar unaufhaltsamen ökologischen Katastrophe philosophisch angemessen umzugehen ist. In seinem klugen, leicht verständlichen und mit Vehemenz geschriebenen Essay, der stilistisch in der Montaigne-Tradition steht und unverkennbar Anleihen etwa bei Günther Anders nimmt, konfrontiert der Autor Leserinnen und Leser in provokativer Weise mit der Diagnose: Es ist zu spät. Materialreich zeichnet er die Geschichte des Menschen und seiner Selbsterhebung über sich selbst nach und beschreibt die menschengemachten, todbringenden Prozesse, deren Folgen offenkundig weder rückgängig gemacht noch beherrscht werden können. Fuller gelangt zu der aufrüttelnden Erkenntnis, dass nur die Akzeptanz des Unabänderlichen, eine ‚heitere Hoffnungslosigkeit‘, der Situation angemessen sein kann. Sie allein erzeugt einen ‚Zustand ruhiger Wachheit, der in den zivilen Ungehorsam treibt‘. In einem aktuellen, umfangreichen Schlusskapitel zieht der Autor Bilanz und skizziert die Wege und Handlungsmöglichkeiten, die es dem Individuum seiner Ansicht nach im destruktiven Anthropozän ermöglichen, psychisch zu überleben. ‚Fuller ist ein glänzender Stilist ... stark ist er vor allem in Anamnese und Diagnose unserer real existierenden ökologischen Verhältnisse.‘ (Badische Zeitung) ‚Sich mit dem Unvermeidlichen abzufinden ist das letzte, was bleibt ... Diese stille, unaufgeregte Reaktion macht das Buch eindrucksvoller als die laute Sprache, in der die Apokalyptiker, insbesondere die deutschen, für ihre Sache eintreten.‘ (FAZ) ‚Fuller plädiert in seinem brillant geschriebenen Essay für Ehrlichkeit. Die Lage ist aussichtslos ... Seine Haltung erinnert an Camus: Gerade weil das Leben absurd ist, macht Moral Sinn.‘ (Udo Marquardt, Radio Freiburg)“

⁹ <https://www.beobachter.ch/burger-verwaltung/majak-leben-der-todeszone> (23.11.2010).

1.2 MONTAIGNE ÜBER TOD UND SUIZID

Der Bogen ist gespannt. Er reicht von Montaigne bis Gregory Fuller, der seine Gedanken über das Ende mit Montaigne in „*heitere Hoffnungslosigkeit*“ taucht. Dabei gibt es bei Montaigne einen anderen Anlass, an den Tod zu denken, als bei Fuller. Der Tod als Ende drückt bei Montaigne das unausweichliche Los kreatürlicher Individualität aus. Im von Religionskriegen erschütterten Frankreich seiner Zeit stellte er darüber hinaus eine sehr konkrete Gefahr dar, in der umkommen zu können zu Montaignes Alltagserwägungen gehörte.

Bei Fuller ist im Unterschied dazu an die vom Menschen angerichtete ökologische Katastrophe und an das mit immer größerer Geschwindigkeit sich vollziehende Verschwinden ganzer Arten gedacht. Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wächst die Einsicht, dass der Mensch selbst wie blindwütig an seinem eigenen Verschwinden arbeitet. Sein latenter Gattungstod bleibt indessen an das individuelle Erleben des Sterbens gebunden. Da liegt die vielerorts beschworene Aktualität Montaignes.

Darüber hinaus bekommt der nur individuell zu denkende und zu erlebende Tod einen heftig diskutierten Akzent, wenn immer mehr Individuen auf dem Recht eines selbstbestimmten Todes bestehen und dabei etwa in Deutschland mit dem Gesetzgeber in Konflikt geraten, der sich aus höchst moralischen Gründen zum Schutz des Individuums vor sich selbst und vor seinem Selbst-**Mord** meint berufen fühlen zu müssen.

Auch zur Selbsttötung hat sich Montaigne ausführlich geäußert. Im Französischen gibt es jedoch nur das Wort „*suicide*“ oder Umschreibungen, so dass „*Mord*“ etwas Eigenes bleibt.

Im entsprechenden [Essais](#)-Artikel der französischen Wikipedia wird Montaignes Verständnis vom Tod im Essai „Philosophieren heißt sterben lernen“ dargestellt, aber auf den Essai „Eine Sitte auf der Insel Keos“, in dem er sich zum Suizid äußert, nicht eingegangen:

„Die *Essais* setzen sich über die christliche Deutung des Todes hinweg, die Idee einer von ihrem Körper befreiten Seele, die in ihren heimatlichen Himmel zurückkehrt. Die Unsterblichkeit ist für Montaigne eine spekulative Chimäre, der Tod flößt ihm nicht die Angst ein, die Pascal verspürt: sterben ist der Sprung vom schlechten Sein ins Nichtsein, das Auslöschen des Ich, und Montaigne empfindet kein Bedürfnis nach dem Heil oder nach Glauben. Montaigne geht gewagterweise sogar so weit, dieses Bedürfnis für eine Schwäche zu halten, für den Versuch, mit Gebeten auszuweichen zu wollen. ‚Sie fliehen die Klarsicht und ziehen ihre Aufmerksamkeit vom Tod ab, so wie man die Kinder ablenkt, wenn man sie mit dem Skalpell schneiden muss.‘ Wenig später findet man folgende Beobachtung: ‚Wir denken immer an anderes, die Hoffnung auf ein besseres Leben, die Hoffnung auf das Gedeihen unserer Kinder oder künftige Ruhm unseres Namens beschäftigen und stützen uns.‘ Montaigne zieht für sich den anonymen Tod vor, und er soll nur ihm gehören. ‚Ich gebe mich mit einem in sich ruhenden, stillen Tod zufrieden, wie es meinem zurückgezogenen Leben gemäß ist.‘ Mit der Verinnerlichung seiner eigenen Endlichkeit gelangt er zur Heiterkeit: ein Leben ist nur authentisch, wenn es ein Ziel hat; die Liebe zum Leben und zum Tod gehören zusammen.“

In „**Philosophieren heißt sterben lernen**“ schreibt Montaigne:

Wenn der Tod wäre wie ein Feind, dem man ausweichen kann, würde ich geradezu empfehlen, die Feigheit als Waffe zu benutzen: aber da das nun eben nicht angeht, und er dich ebenso trifft, wenn du ihm feige zu entfliehen suchst wie wenn du ihm männlich entgegentrittst, »Er holt den Fliehenden ein und schont auch die nicht, die zum Kriegsdienst noch zu jung sind oder die der Gefahr den Rücken kehren«, und da auch die stärkste Sicherung uns nicht vor ihm schützen kann, ..., wollen wir lieber lernen, wie wir ihm entgetreten und mit ihm fertigwerden können: zunächst, wenn wir ihn um den Hauptvorteil, den er uns gegenüber hat, bringen wollen, müssen wir gerade den umgekehrten Weg einschlagen, als es gewöhnlich geschieht; wir müssen versuchen, ihm seine furchtbare

Fremdartigkeit zu nehmen, mit Geschick an ihn heranzukommen, uns an ihn zu gewöhnen, nichts anderes so oft wie den Tod im Kopf zu haben, ihn uns in unserer Phantasie immer wieder in den verschiedensten Erscheinungsformen auszumalen; wenn ein Pferd stolpert, wenn ein Ziegel vom Dach fällt, wenn ich mich irgendwie steche, immer wieder sage ich mir dann: »So, und wenn das nun der Tod selber wäre!« Darauf können wir mit trotziger, mit männlicher Haltung reagieren. Im lauten Jubel und in der stillen Freude, immer können wir einen Ton hören, der uns mahnt, was der Mensch ist; wenn wir noch so sehr genießen, immer einmal sollten wir dann doch daran denken, wie diese Fröhlichkeit rings vom Tod bedroht ist, wie leicht er da hineingreifen kann. So dachten die alten Ägypter: beim Fest, wenn es am höchsten herging, ließen sie ein Menschengerippe in den Saal tragen, als Mahnung für die Gäste.

»Denke, daß jeder Tag der letzte sein kann, der dir leuchtet; die Stunden, mit denen du nicht fest gerechnet hast, werden dir dann besonders lieb sein.«

Wo der Tod auf uns wartet, ist unbestimmt; wir wollen überall auf ihn gefaßt sein. Sich in Gedanken auf den Tod einrichten, heißt sich auf die Freiheit einrichten; wer zu sterben gelernt hat, den drückt kein Dienst mehr: nichts mehr ist schlimm im Leben für denjenigen, dem die Erkenntnis aufgegangen ist, daß es kein Unglück ist, nicht mehr zu leben. Sterbenkönnen befreit uns von aller Knechtschaft, von allem Zwang. Der König von Mazedonien war in römische Gefangenschaft geraten; er sandte an Aemilius Paulus einen Boten mit der untertänigen Bitte, ihm die Schmach des Triumphzuges zu ersparen. Dieser antwortete: »Dies Gesuch soll er an sich selbst richten.«

Freilich bringt uns alle Feinheit und alle Bemühung nicht recht vorwärts, wenn unsere Naturanlage nicht in demselben Sinne wirkt. Ich bin nicht melancholisch veranlagt, sondern grüblerisch: nichts ist mir, schon seit immer, so im Kopf herumgegangen wie Todesgedanken, auch in der liederlichsten Jugendzeit. ... Einmal, in lustiger Damengesellschaft, glaubten meine Gefährten, ich wäre deshalb etwas benommen, weil ich im geheimen eifersüchtigen oder hoffnungsvollen Gedanken nachhinge, während ich in Wirklichkeit daran dachte, wie ein Bekannter vor kurzem an einem Fieberanfall gestorben war, nach einem ganz ähnlichen Fest, noch ganz erfüllt von Liebesgedanken und sorgloser Fröhlichkeit. Mir klang der Vers im Ohr: »Auch das geht vorüber, und nie können wir die schöne Gegenwart später zurückrufen.« Aber dieser Gedanke bekümmerte mich im Grunde nicht mehr als irgendein anderer. Zunächst müssen uns solche Vorstellungen natürlich weh tun; aber allmählich, wenn man sie immer wieder vornimmt, verlieren sie bestimmt ihre Schrecken; sonst hätte ich ja dauernd in wahnsinniger Angst leben müssen, denn die selbstverständliche Lebenssicherheit anderer Menschen besaß ich durchaus nicht; nie rechnete ich damit, daß ich lange leben würde. Diese Hoffnung wird nicht größer, wenn ich gesund bin – und bis jetzt habe ich mich einer sehr kräftigen und selten unterbrochnen Gesundheit erfreut –, und sie wird nicht kleiner, wenn ich krank bin; jeden Augenblick halte ich es für möglich, daß ich plötzlich nicht mehr da bin. Deshalb wiederhole ich mir immer das Wort: »Was einmal geschehen kann, kann auch heute geschehen.« Eigentlich muß man sich doch sagen: Zufall und Gefahr bringen uns wenig oder gar nicht näher an unser Lebensende heran; und wenn wir in einer besonders bedrohlich scheinenden Lage daran denken, wieviel Millionen Gefahren außerdem noch über unserem Haupte schweben, da müssen wir doch finden, daß der Tod uns immer gleich nahe ist, ob wir kerngesund oder fieberkrank sind, auf der See oder in unserer Wohnung, in der Schlacht oder in ruhiger Sicherheit uns befinden: »Alle sind gleich gebrechlich; keiner ist sicherer als die anderen, daß er den nächsten Tag erleben wird.« Werde ich wohl genügend Zeit haben, das zu erledigen, was noch vor meinem Tode fertig werden muß, auch wenn es nur eine Stunde dauert?

Vor kurzem blätterte ein Bekannter in meinen Notizen; da fand er etwas aufgeschrieben, was nach meinem Tode geschehen sollte: diese Anordnung hatte ich, so erzählte ich ihm wahrheitsgemäß, eilig auf dieses Blatt geschrieben, weil ich nicht ganz überzeugt war, ob ich lebend heimkehren

würde; und doch war ich damals vollständig gesund und wohl und nur eine Stunde weit von meinem Haus entfernt. ...

Wir sollten, soweit das von uns abhängt, immer fertig und marschbereit sein; vor allem sollten wir es so einrichten, daß wir es dann nur mit uns zu tun haben; der Schritt, der uns bevorsteht, ist schwer genug, wir sollten uns nicht zusätzlich belasten. Da klagt zum Beispiel einer, mehr als über das Sterben selbst, darüber, daß er um einen schönen Sieg gebracht würde, ein anderer, daß er Abschied nehmen muß, ehe er seine Tochter verheiratet oder die Erziehung seiner Kinder abgeschlossen hat; der eine trauert, daß er mit seiner Frau, der andere, daß er mit seinem Sohn nicht mehr zusammen sein kann, was für ihn den wesentlichen Lebensinhalt gebildet hatte. Ich sehe, Gott sei Dank, meiner Todesstunde so gefaßt entgegen, daß ich gehen kann, wenn es ihm gefällt, ohne daß mir der Abschied von irgend etwas schwer würde. Ich löse allmählich alle Bindungen. Von allen kann ich leicht Abschied nehmen außer von mir. Niemals hat sich wohl jemand so absolut und so vollständig darauf eingestellt, daß er der Welt Lebewohl sagen muß, wie ich und sich so allseitig von ihr gelöst. (...)

Wir sind zum Schaffen geboren: »Der Tod soll mich mitten in der Arbeit holen.« Ich bejahe jede Tätigkeit, man soll die Lebensarbeit so lange fortsetzen wie man kann; ich habe nichts dagegen, daß der Tod mich bei der Gartenarbeit überrascht, aber er soll mich nicht schrecken; und noch weniger soll es mich traurig machen, daß ich mit dem Garten nicht fertig geworden bin. Einer meiner Bekannten klagte im Todeskampf immer von neuem, daß das Schicksal ihm die Fertigstellung einer geschichtlichen Untersuchung über den 15. oder 16. unserer Könige verwehrte. ...

Zum Umgang mit dem Suizid äußert er sich im Essai „**Eine Sitte auf der Insel Keos**“:

Wie kannst du dich über diese Welt beklagen? Sie hält dich doch nicht fest: wenn du in Not bist, so ist nur deine Feigheit daran schuld; du kannst immer sterben, du brauchst es nur zu wollen: »Der Tod ist überall; Gottes Vorsehung hat dafür gesorgt; das Leben kann uns jeder nehmen, den Tod aber niemand; tausend Wege führen zu ihm«. Der Tod heilt nicht nur eine Krankheit, sondern er heilt alle Leiden; er ist ein sicherer Hafen; er braucht uns nie zu schrecken, und oft ist er erstrebenswert. ...

Der Tod ist um so schöner, je mehr der Mensch ihn selbst will. Unser Leben hängt vom Willen anderer ab, der Tod von unserem eigenen Willen. ...

Die Heilung von Krankheiten geht gewöhnlich auf Kosten des Lebens vor sich: wir müssen Schneiden und Ausbrennen der Wunden, Amputation von Gliedern, Entziehung von Nahrung und Abzapfen von Blut uns gefallen lassen; der Eingriff braucht nur einen Schritt weiter zu gehen, dann sind wir ganz geheilt. ...

Gott legt uns nahe, wie wir uns verhalten sollen, wenn er uns ein Schicksal zumißt, bei dem das Leben schlimmer als das Sterben ist. Schwäche ist es, wenn wir dem bösen Schicksal keinen Widerstand leisten, aber Torheit, wenn wir ihm auch noch helfen. ... Wie ich, wenn ich meine eigenen Sachen fortschleppe und mir meinen eigenen Beutel abschneide, nicht die Gesetze gegen die Diebe übertrete, und wie ich kein Brandstifter bin, wenn ich Holz, das mir gehört, anstecke; ebensowenig verstoße ich gegen die Mordgesetze, wenn ich mir selbst das Leben nehme. Hegesias äußerte die Ansicht: Ebenso wie wir selbst bestimmen, wie wir unser Leben einrichten, so müßte es auch von unserer Entscheidung abhängen, wie wir sterben wollen. ...

Freilich kann man auch den entgegengesetzten Standpunkt vertreten. Viele Menschen glauben, daß wir unseren Posten in der Welt nicht verlassen dürfen ohne den ausdrücklichen Befehl des Herren, der ihn uns angewiesen hat; Gott hat uns nicht nur um unseretwillen in die Welt geschickt, sondern

um ihn zu preisen und unseren Mitmenschen zu dienen; nur Gott steht es zu, uns Urlaub zu gewähren, wenn er will, und nicht uns, unseren Urlaub zu bestimmen; nicht für uns allein sind wir geboren, sondern auch für unser Land; wir sind den Gesetzen gegenüber verantwortlich, und diese können uns wegen Mordes an uns selbst belangen; gehorchen wir nicht, so trifft uns die Strafe in dieser und in der anderen Welt, weil wir unsrer Aufgabe untreu geworden sind. . . .

Es gehört viel mehr Standhaftigkeit dazu, die Kette, die uns bindet, allmählich durchzuschleudern als sie zu zerreißen; die Haltung eines Regulus beweist größere Festigkeit als die eines Cato; unsere Voreiligkeit ist ein Zeichen von Unbescheidenheit und Ungeduld. ... »Im Unglück den Tod zu verachten ist leicht: Tapferer ist der, der Unglück aushält.«

(...)

Plato verweigert dem ein ehrliches Begräbnis, der seinem Nächsten, seinem besten Freund, nämlich sich selbst, das Leben und das weitere Schicksal entzogen hat, und zwar, ohne dazu gezwungen zu sein durch ein staatliches Urteil, durch ein tragisches Unglück, aus dem es keinen Ausweg gibt, oder durch eine untragbare Schande, sondern nur aus feiger Schwäche einer furchtsamen Seele.

Lächerlich ist die Ansicht, unser Leben sei wertlos, denn es ist doch unser Wesen, unser Alles. ... Es widerspricht der Natur, daß wir uns selbst verachten und geringschätzen; es ist eine sonderbare Krankheit, die man bei keinem anderen Geschöpf beobachten kann, wenn Menschen sich selbst hassen und verabscheuen. Das ist ebenso sinnlos, wie jeder Wunsch, bei dem wir etwas anderes sein wollen, als wir sind: er widerspricht sich innerlich und macht sich selbst zunichte; denn wenn er in Erfüllung ginge, so hätten wir nichts davon. Wer vom Menschen zum Engel erhoben werden will, der hegt einen unnützen Wunsch; er würde dabei nichts gewinnen: denn, da er dann selber nicht mehr existiert, wer soll an seiner Stelle die Besserung fühlen und sich an ihr freuen? .. .

Nichts ist so schlimm, daß es sich lohnt, den Tod zu suchen, um es zu vermeiden; und: es ändert sich doch in jedem Menschenleben so vieles in unerwarteter Weise; deshalb ist es eigentlich nie möglich, genau zu sagen, wann wir wirklich am Ende unserer Hoffnung sind. ... Alles kann ein Mensch noch hoffen, sagt ein altes Wort, solange er lebt. . . . In der Schlacht von Serisolles machte der Befehlshaber, Herr von Anguien, zweimal einen Versuch, sich in sein Schwert zu stürzen, weil er den Kampf, der dort, wo er war, sehr schlimm aussah, für aussichtslos hielt; so hätte er sich beinahe um die Freude über den schönen Sieg gebracht. ...

Plinius sagt, es gebe nur wenige Krankheiten, die zum Freitod berechtigen; die quälendste von diesen ist der Blasenstein, wenn durch ihn das Wasserlassen unmöglich geworden ist: Seneca gesteht diese Berechtigung nur zu, wenn der Geist seinen Dienst versagt. . . .

Was die Vergewaltigung von Gewissensbedenken betrifft, so sollte, meiner Ansicht nach, besonders diejenige nie angewendet werden, die es auf die Keuschheit der Frauen abgesehen hat, weil ja für sie damit natürlich eine gewisse körperliche Lustempfindung verbunden ist; und deshalb kann ihre Abwehr nicht ganz einheitlich sein, und der Gewalt kommt eine gewisse Bereitschaft entgegen. Die Kirchengeschichte nennt mit besonderer Verehrung mehrere solcher Beispiele von frommen Frauen, die den Tod zu Hilfe riefen als Schutz gegen die Notzucht durch Tyrannen, wodurch ihr religiöses Gewissen beleidigt worden wäre. Vielleicht haben wir uns der Zukunft gegenüber ein Verdienst damit erworben, daß ein heutiger Gelehrter, und zwar ein Pariser, sich der Mühe unterzogen hat, die Damen unserer Zeit davon zu überzeugen, daß es besser sei, jeden anderen Ausweg zu suchen als einen so verzweifelten Entschluß zu fassen. Ich bedaure, daß er das treffende Wort einer Frau, die von Soldaten mißbraucht worden war, nicht kannte und es infolgedessen auch nicht anbringen konnte (ich habe es in Toulouse gehört): »Gott sei gelobt, daß ich mich einmal richtig dem Genuß hingeben konnte, ohne zu sündigen!« Die grausigen Entschlüsse passen doch auch wirklich nicht zur französischen Anmut. So hat sich denn auch, Gott sei Dank, unser Benehmen seit dieser beher-

zigenwerten Warnung außerordentlich geläutert. Es genügt, daß sie »Nein« sagen, wenn sie nachgeben, nach dem Rezept des guten Marot. ...

Manchmal scheint aber der Tod auch deshalb wünschenswert, weil durch ihn der Gewinn von etwas Größerem erhofft wird. »Ich habe Lust abzuschneiden, um bei Jesus Christus zu sein«, und »Wer wird mich aus diesen Fesseln erlösen?« Als Cleombrotus aus Ambracia den »Phaedon« von Plato gelesen hatte, wurde in ihm die Sehnsucht nach dem zukünftigen Leben so mächtig, daß er sich ohne weiteres ins Meer stürzte. Dadurch wird klar, wie unrichtig die Bezeichnung »Verzweiflung« sein kann für die freiwillige Loslösung vom Leben, zu der wir oft durch eine glühende Sehnsucht uns getrieben fühlen, oft aber auch auf Grund unseres ruhigen, klaren Urteils. Ein Beispiel dafür bietet Jacques du Chastel, Bischof von Soissons: Er nahm am Kreuzzug des heiligen Ludwig teil; als er sah, daß der König und das ganze Heer nach Frankreich zurückfahren wollten, ohne daß das religiöse Ziel erreicht war, faßte er den Entschluß, unmittelbar in das Paradies einzugehen; er nahm Abschied von seinen Freunden und stürzte sich, vor aller Augen, allein in das Meer der Feinde, wo er niedergehauen wurde. In einem Reich der Neuen Welt werden feierliche Prozessionen abgehalten; bei dieser Gelegenheit wird das Bild der Gottheit, die sie dort anbeten, auf einem riesigen Wagen öffentlich herumgefahren; nun kann man an solchen Festtagen sehen, wie eine ganze Reihe Zuschauer sich Stücke ihres lebendigen Fleisches abschneiden, um es dem Gott darzubieten; viele andere werfen sich auf den Platz vor den Wagen, so daß sie von den Rädern zerquetscht und zermahlen werden; sie wollen die Verehrung als Heilige erreichen, die ihnen nach einem solchen Tode dargebracht wird. Das Opfer des Bischofs, der kämpfend fiel, ist erhabener, zeigt aber weniger Gefühl, weil ein Teil davon durch die Kampfeslust wettgemacht wurde. ...

Sextus Pompeius besuchte auf seinem Zuge nach Asien die Insel Keos im Ägäischen Meer. Während seines Aufenthaltes dort wurde er, wie uns einer aus seinem Gefolge berichtet, Zeuge des folgenden Ereignisses. Eine sehr angesehene Frau hatte den Entschluß gefaßt, ihrem Leben ein Ende zu machen; die Gründe dafür hatte sie ihren Mitbürgern kundgetan, und sie bat nun den Pompeius, bei ihrem Tode anwesend zu sein, um ihn weihevoller zu gestalten: er sagte zu; er hatte mit allen Mitteln der Überredungskunst, die ihm so wunderbar zu Gebote stand, versucht, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, hatte sich aber schließlich damit abfinden müssen, daß sie ihre Absicht ausführte. Sie hatte neunzig Jahre lang ein geistig wie körperlich sehr glückliches Leben geführt; nun lag sie, den Ellbogen aufgestützt, in östlichem Gewand auf ihrem Lager und sprach: »Ich bete zu den Göttern, o Sextus Pompeius, mehr noch zu denen, von denen ich jetzt Abschied nehme, als zu denen, die mich nun erwarten, daß sie dir vergelten, was du voll Güte an mir getan hast, als Berater im Leben und als Beistand im Tode! Mir hat das Schicksal immer ein freundliches Gesicht gezeigt; ich fürchte, daß dies anders werden könnte, wenn ich zu sehr am Leben hinge; deshalb soll nun auch der Abschied von den Resten meiner Seele ein glückliches Ende sein, hinterlasse ich doch zwei Töchter und eine Legion von weiteren Nachkommen.« Hierauf ermahnte sie ihre Angehörigen in eindringlichen Worten, Einigkeit und Frieden zu wahren, verteilte unter sie, was sie besaß, und übergab die Hausgötter der ältesten Tochter; dann faßte sie ruhig nach dem Becher mit dem Gift und betete zu Merkur, er möge sie zu einem glücklichen Ort in der anderen Welt führen; hierauf leerte sie den Todestrank in einem Zug. Dann berichtete sie den Ihren, wie das Gift allmählich wirkte und wie das Kältegefühl die einzelnen Glieder nach und nach ergriff; schließlich konstatierte sie noch, wie die Erstarrung zum Herzen und zum Unterleib vorschritt; da bat sie ihre Töchter, ihr den letzten Dienst zu tun und ihr die Augen zuzudrücken. ...¹⁰

10 Beide Passagen entsprechen Michel de Montaigne, *Die Essais*. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von Arthur Franz, Reclam, Stuttgart 1969. Wo A. Franz allerdings von „Selbstmord“ spricht, wird eine andere Umschreibung für Suizid gesucht.

2 SICH UND DER WELT FREMD WERDEN

Jean Améry schreibt über das Altern, das für ihn in direkter Fortsetzung zu seinem letzten Buch von 1976 führt: „Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod“. Was er allerdings als eine Eigenheit des Alterns beschreibt, sieht er bereits in der Jugend Ausdruck finden: Das Urvertrauteste kann bereits dem jungen Menschen als Fremdes gegenüberreten. Wilhelm Raabe treibt es auf seinem Sterbebett auf die Spitze, als er der Überlieferung nach einen Tag vor seinem Tode zu sich selbst, als würde er über einen Fremden sprechen, gesagt haben soll: „*Ist er denn noch nicht tot?*“

Bei Raabe ist es dessen Ich, das sich beim Sterben zusieht, aber ja nur Bestand hat, bis er tot ist.¹¹ In seiner Frage drückt sich aus, was der Suizidant – Améry nennt ihn auch Suizidär – als Ich-Aussage so zu sich sagen würde: „*Diese mir auferlegte Rolle spiele ich nicht länger*“ oder mit Améry wörtlich: „*(...) ich will die Ziele alle nicht, die Ihr mir da propagiert.*“¹² Das heißt gleichzeitig, wie es der Begriff „Suizid“ auch ausdrückt, dass es um etwas geht, was das Selbst sich antut und niemand sonst.¹³

Ab dem Jugendalter ist mit diesem Selbstbewusstsein zu rechnen, nämlich dass zwischen dem Selbst und seiner Rolle, in der es sich wahrnimmt und in der es überhaupt erst in Erscheinung tritt, ein Unterschied besteht und Fremdsein entstehen kann. Entsprechend sieht in der Statistik die Suizidalität bei Kindern und Jugendlichen aus (Stand 2011):

„**Suizidgedanken:** 5 -12 % in der Altersgruppe 6 -12 Jahre, 21-53 % in der Altersgruppe 13 -19 Jahre

Suizidversuch: 7 –10 %, Maximum 15 - 19 Jahre, w > m

Suizid: 6 : 100.000, m > w

- EU-weit zweithäufigste Todesursache nach Unfällen bei 15 -19-Jährigen
- Tod durch Suizid 2 x häufiger als Tod durch somatische Erkrankung
- Prävalenz ist über die letzten Jahrzehnte stabil, nimmt tendenziell ab“¹⁴

Einer, für den das Fremdsein in der Welt schließlich in den Suizid führte, ist Paul Celan. In „Schneepart II“ dichtete er:

„*Die nachzustotternde Welt,
bei der ich zu Gast
gewesen sein werde, ein Name,
herabgeschwitzt von der Mauer,
an der eine Wunde hochleckt.*“

11 Meine Mutter erzählte mir nach einem operativen Eingriff, bei dem sie einen Herzstillstand erlebt hatte und wiederbelebt worden war, dass sie von der Decke des Operationsraumes auf die Szene, die sich um sie auf dem OP-Tisch abspielte, herabsah und die Ärzte sagen hörte, dass sie sich doch nicht so einfach davonmachen könne, wo sie sich eine so große Mühe mit ihr gegeben hätten.

12 So Améry in seinem letzten Interview in „Der Spiegel“, Nr. 44/1978, S. 246.

13 Das heißt, wenn meine Schwestern nach Kriegsende im Mai 1945 in die Apotheke gelangt und mit dem abzuholenden Gift nach Hause zurückgekehrt wären, dann hätte ich keinen Suizid begangen, sondern wäre durch irgendwelche Überredungskünste meines Vaters oder mit einem Trick zu Tode gebracht worden. (Siehe weiter hinten S. 24 f.) Das hat sich in den Familien von NS-Tätern so zugetragen wie sicher auch in Demmin (siehe S. 21) und anderswo, wenn ganze Familien aus dem Leben geschieden sind und in anderen Zusammenhängen weiter scheiden.

14 <http://www.hamburg.de/contentblob/3506282/41a1b72536a254ed8df8cdda97c0addb/data/eimsbuettel-pflegekonferenz-tagesdoku2012-vortrag3.pdf;jsessionid=7A31573AE35A1722540E7E5E9929C9B6.liveWorker2:>

Suizidalität in Kindheit und Adoleszenz. Von Dr. med. P. Düsterhus & Dr. med. S. Hoffmann, Hamburg, den 26.11.2011.

Für meine Wahrnehmung hat Thomas Wolfe wie kein anderer in seiner erst posthum vollständig veröffentlichten Erzählung „Der verlorene Knabe“ (1937/1992) dargestellt, wie ein 11-Jähriger eines Nachmittags erfährt, als vier Viertelstundenschläge vom Gerichtsgebäude herab schon die volle Stunde drei Uhr ankündigen, dass ein unüberbrückbarer Riss seine Welt aufspalten wird und ihm niemand mehr helfen kann, weil es wegen der erfahrenen Erschütterung keinen Weg mehr zurück gibt. Mit dem Text erinnerte der ebenfalls früh verstorbene Thomas Wolfe an seinen mit 12 Jahren an Typhus gestorbenen Bruder.

Grover, so sein Name, möchte sich im Süßwarengeschäft der alten Crockers etwas kaufen. Da er nicht genug Kleingeld hat, bezahlt er mit Briefmarken, die er als Lohn für eine Gelegenheitsarbeit bekommen hat. Mr. Crocker müsste ihm ein paar kleinere Marken wegen des zu viel Bezahlten zurückgeben, was er aber nicht tut. Vielmehr droht er ihm, die Polizei zu rufen, weil er meint, die Briefmarken habe der Junge gestohlen. Es ist Grover, als er aus dem Laden auf die Straße tritt, als würden nicht einmal mehr seine Füße zu ihm gehören. Das ist ihm außerdem so in die Knochen gefahren, dass er meint, seinem Vater nicht mehr unter die Augen treten zu können. Denn der wird sicher von den Crockers etwas über seinen Auftritt in ihrer Version erfahren. In diesem Zusammenhang taucht zum ersten Mal „verloren“ auf, das heißt, er fühlt sich wie aus der Welt gefallen.

S. 40: Der Junge stand einen Moment lang da, und ein Wagen rasselte vorüber. Leute gingen vorbei. Der Fahrer des Garrett-Lieferwagens kam mit einer Lebensmittelkiste heraus und stellte sie in den Wagen und riß lautstark den Verschuß hoch. Aber Grover sah sie nicht und konnte sich später nicht an sie erinnern. Blind stand er dort, grau unter dem olivfarbenen Teint, unter den Augen der Sonne, und fühlte: Das war die Zeit, das war der Platz, das war der Mittelpunkt der Schöpfung, der granitene Kern des Unveränderlichen, und fühlte: Das ist Grover, das ist der Platz, das ist das Jetzt.

Aber etwas war aus dem Tag verschwunden. Er fühlte das überwältigende, in tiefster Seele kränkende Bewußtsein, ungerecht behandelt worden zu sein, das alle Kinder, alle guten Menschen auf der Welt seit dem Beginn der Zeit gefühlt haben. Sogar der Zorn war erstorben, war ertränkt (S. 41) worden in dieser anschwellenden und seelenkränkenden Flut erfahrener Ungerechtigkeit, und Grover dachte wie zuvor: »Hier ist der Platz, hier ist das Jetzt. Hier ist die Werkstatt meines Vaters. Und alles ist, wie es seit jeher war – außer mir.«

Und der Platz schwirrte trunken um ihn her, Licht tanzte in blinden grauen Stäubchen vor seinen Augen, der Springbrunnen sprühte in Regenbogenschleiern und kehrte erneut zu seinem stolzen pulsierenden Strahl zurück. Aber alle Helligkeit war aus dem Tag gewichen und: »Hier der Platz und hier ist Dauer und hier ist Zeit – und alles genauso, wie es immer gewesen ist – außer mir.«

Die zerkratzten Stiefel des verlorenen Knaben bewegten sich und stolperten. Die benommenen Füße überquerten das Pflaster – erreichten den Gehsteig, erreichten die gesäumte Platzmitte –, die Grasflächen und die Blumenbeete, die so früh voller roter und dicht gesetzter Geranien standen.

Grover fürchtet seinen jähzornigen Vater, weil der den Crockers sicher mehr als ihm glauben wird. *S. 49: »Ich will allein sein«, dachte Grover, »wo ich ihm nicht nahekommen kann – o Gott, ich hoffe, daß er es nie erfährt, daß es ihm nie jemand erzählt –«*

Während er noch so denkt, nimmt er schon seinen ganzen Mut zusammen, um den Crockers zuvorzukommen und seinem Vater alles zu erzählen. Der glaubt ihm und möchte ihn rechtfertigen, indem er Grovers kleine Hand in seine Handwerkerpranke nimmt und schnurstracks zu den Crockers geht. Er fühlt sich dem kinderlosen Kaufmannspaar gegenüber in seinem erzieherischen Stolz als guter Vater sowohl verletzt wie auch gleichzeitig überlegen und macht die Crockers nieder. Damit stößt er Grover vollends ins Verlorensein. Denn der Vater kann sich nicht in die Situation seines 11-jährigen Sohnes hineinversetzen und führt dafür ein Kampfspiel auf, indem er die alten Crockers fertig-

macht. Das anfängliche Erschrecken Grovers über die Ungerechtigkeit der Crockers steigert sich durch die zornige Aufführung des Vaters, anstatt ihn zu versöhnen. Denn sein Vater handelt alles auf der Ebene von Strafjustiz ab, wo sie zum Fürchten und zum Exempelstatuieren verkommt. Dass sich das aus seinem Geständnis dem Vater gegenüber entwickeln würde, überstieg sein Vorstellungsvermögen.

Der Klang der dröhnenden Drei-Uhr-Schläge vom Gerichtsgebäude herab wird fürderhin in einer harten Welt ertönen. Grover wird den Platz nie mehr so sehen, wie er ihn kurz zuvor wahrnahm und sich geborgen und nicht verloren fühlte. Bis dahin war für ihn alles so, „wie es immer gewesen war“ (S. 8).

Grover sagt, als sein Vater wieder in seiner Werkstatt verschwunden ist, jetzt als „verlorener Knabe“: „Und Licht kam und ging auf dem Platz, und Grover stand da und dachte ruhig: ‚Hier der Platz und hier ist Grover, hier ist die Werkstatt meines Vaters, und hier bin ich.‘“

Wolfe wiederholt zum dritten Mal „Hier der Platz“, aber jetzt gibt es Grover, von allen und allem getrennt: „... und hier bin ich.“ Das heißt, er muss sich die Welt neu zusammenbuchstabieren, „nachstottern“, jetzt auf einmal erwachsen.¹⁵

Tzvetan Todorov (1939-2017), ein in Bulgarien geborener französischer Universitätslehrer, verbindet das Fremdsein mit der Gestalt des seit dem 19. Jahrhundert vermehrt auftretenden politischen Exilanten:

*Der Exilant verkörpert heute am besten, allerdings unter Verlagerung seiner ursprünglichen Bedeutung, das Ideal des Hugo von St. Victor, das dieser im 12. Jahrhundert folgendermaßen formulierte: «Von zartem Gemüt ist, wer seine Heimat süß findet, stark dagegen jener, dem jeder Boden Heimat ist, doch nur der ist vollkommen, dem die ganze Welt fremdes Land ist» (ich, ein Bulgare, der in Frankreich lebt, übernehme dieses Zitat von Edward Saïd, einem Palästinenser, der in den Vereinigten Staaten lebt, und der hat es seinerseits bei Erich Auerbach gefunden, einem Deutschen im türkischen Exil).*¹⁶

Das ist ein ähnlicher Zusammenhang, in dem der Exilant Stefan Zweig auf der Flucht aus Deutschland in Brasilien sein letztes Buch über Montaigne beginnt und unvollendet lässt. Dazu heißt es beim Fischer-Verlag:

Mit ›Montaigne‹ hat Stefan Zweig 1942, obwohl Fragment geblieben, den Schlußstein seines essayistisch biographischen Werkes gesetzt. Hatte er 1934 mit ›Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam‹ eine verschleierte Selbstdarstellung gegeben, indem er das Lebensbild eines Mannes zeichnete, der nicht ‚mit einem Ruck auf den Rücken einer Partei springen‘ mochte, so wurde ›Montaigne‹ zur Rechtfertigung seiner selbst. Der französische Philosoph Michel Eyquem Seigneur de Montaigne (1533–1592) hat den Menschen – nicht zuletzt sich selbst – in seiner Unvollkommenheit, der Vielfalt, der Widersprüchlichkeit und der Veränderlichkeit seines Charakters gesehen und ihm kraft seiner Individualität in allem ‚innere Freiheit‘ zuerkannt. Stefan Zweig fühlte sich durch ihn bestätigt. Er fand Montaignes Wort ‚Der freiwilligste Tod ist der schönste. Das Leben hängt vom Willen der andern ab – der Tod von unserem‘ für sich im Zweiten Weltkrieg, in depressiver Zeit; die erste Niederschrift des Essays trägt den Titel ‚Dank an Montaigne‘.¹⁷

15 Thomas Wolfe, *Der verlorene Knabe*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1998.

16 Tzvetan Todorov, *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*, Suhrkamp, Frankfurt 1985, S. 294.

17 <https://www.fischerverlage.de/buch/montaigne/9783596127269>.

– EXKURS: „IST ER DENN NOCH NICHT TOT?“ (WILHELM RAABE) UND JEAN AMÉRY
REFLEXIONEN ÜBER DAS ICH UND DEN ANDEREN

Es gibt die verschiedensten Anlässe im Alltag, wo wir den Eindruck haben, wir kontrollieren nicht mehr, was unser Körper tut: Wir beißen uns in die Backe, geben eine Weile lang acht, und es geschieht dann unwillkürlich ein zweites oder gar ein drittes Mal. Schlimmer noch, sich auf die Zunge zu beißen und dann auch noch öfter, obwohl die Zunge schon blutet.

Ähnliches beobachten wir an uns, wenn wir, ohne es bemerkt zu haben, mit einem eingeschlafenen Bein aufstehen wollen und auf einmal wegnicken, weil wir außer Kribbeln vom Bein nichts spüren. Oder wir haben zu tief ins Glas geschaut, trauen uns aber noch zu, geradezugehen, obwohl wir kaum noch das Gleichgewicht halten können.

Ins Pathologische geht es beim Schlaganfall: die Stimme artikuliert nicht mehr das Wort, das doch gesagt werden will, und äußert etwas anderes; wir hören uns dabei zu und können sogar darüber verzweifelt lachen ...

Unser Gehirn und unsere Nervenbahnen können uns immer wieder einmal den Eindruck vermitteln, dass wir nicht Herr im und über den eigenen Körper sind. Hier kann für die Selbstwahrnehmung der Eindruck entstehen, dass es zwei verschiedene Instanzen in uns gibt: das Ich mit seinem Bewusstsein und wie davon abgetrennt der Körper, ohne den es jedoch das Ich gar nicht gäbe.¹⁸

Wenn Raabe sich einen Tag vor seinem Tod fragte, ob er, nämlich er selbst, denn noch nicht tot sei, so drückt sich bis an den Rand des Todes diese Zwiegespaltenheit aus, als gäbe es in einem individuellen Körper eine unabhängige Bewusstseinsinstanz, die über dem Körper steht.

Was sich in dieser von Raabes Tochter wiedergegebenen Beobachtung zeigt, ist der Riss der Entfremdung, der das „Urvertrauteste“, wie Améry es ausdrückt, „uns als ein Fremdes“ gegenüber treten lässt.

Améry macht sich über diesen Sachverhalt in dem Kapitel „Sich selbst gehören“ in seinem Buch „Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod“ (Klett, Stuttgart 1976) auf den Seiten 102-104 seine Gedanken, indem er, wie Raabe es mit dem Sterbenden macht, im zum Tod bereiten Suizidanten unterscheidet zwischen „Ich“ und „Er“ oder dem „Anderen“ in ihm selbst. Es sind zwei verschiedene Rollenspieler mit unterschiedlichem Realitätsbezug, wobei „Er“ / der „Andere“ der in die Wirklichkeit und ihre sozialen Bezüge Verwobene ist:

Der Suizidant, der gestört sein kann, es aber nicht per definitionem sein muss, bricht noch nicht definitiv den Pakt mit der Realität. Er hält den Kontrakt ein, wiewohl er ganz erfüllt ist von der Gewissheit, dass Verträge nur Fetzen Papier sind. Er kündigt die Verbindlichkeit auf durch seinen Akt, bleibt aber pflichtbewusst ihr treu bis zum ‚Instant Suprême‘¹⁹, nach welchem er nicht mehr haftbar gemacht werden kann. In der ausgesandten Botschaft, der Hilferuf manchmal ist, ein andermal nicht, bekundet der Suizidant zweierlei: Die Vertragstreue (denn unbedingt weiß er, dass es ohne ein Netz von Abmachungen kein gesellschaftliches Sein geben kann) und den Triumph des nur ihm gehörigen Ich, welches freilich als Eigenbesitz erst in seiner Totalität aufgegriffen wird, sobald einer begreift, dass zwar alles gilt, was als Realität sich intersubjektiv etabliert hat, dass es aber einen Ausweg gibt aus der Ordnung der Dinge. Versuchen wir, die Botschaft des Suizidanten zu übersetzen in die alltägliche Sprache. Seine Handlung sagt: Du Anderer als Teil des sozialen Netzes hattest recht gegen mich, was immer du mir zufügest; aber siehe: ich kann der Rechtsgültigkeit mich entziehen. Dies tue ich, ohne dir etwas anzutun.

18 Darin ist auch angelegt, was das in der Literatur seit der Romantik immer wieder auftauchende Motiv des [Doppelgängers](#) betrifft.

19 Der erhabene Augenblick des vollzogenen letzten Schritts.

*Er sagt übrigens auch: Leb wohl. Er sagt: Es war vieles sehr schön. Er schluchzt vor sich hin (ohne Drüsensekretion oder damit, es ist das Nämliche): Wie schade, dass ich gehen muss. Er beklagt sein Geschick, sein Ungeschick. Er ist kein Held. Er ist noch weniger ein Erkenntnistheoretiker. Wie tief sein Ekel sei, wie unüberwindlich seine Todesneigung, wie triumphierend momentweise sein im Abtreten gegen die Realität siegreiches Ich sich gebärde, wie großartig er sich dünke im Aufnehmen einer Einsamkeit, die nun aus einer relativen zur absoluten wird, wie lange der Entschluss herangereift sei oder mit welcher jäher Gewaltigkeit er gefasst wurde, wie hoch er sich aufgestiegen erfahre oder wie tief gefallen –: Der Suizidant ist ein **Mensch**. Schon gehört er der Erde, aber noch gehört die Erde ihm – und sie ist schön. Und der Andere, mein Gott, er war, gesehen nun aus der Perspektive des Scheidenden, so schrecklich nicht. Der Realität gehorchend, hat der Suizidant alle notwendigen Anstalten getroffen, ihrem Prinzip zu entrinnen. Die Wirklichkeit war nicht zu ertragen in ihrer Gesamtheit, aber da sie ihm ja nicht nur die in ihm hochgeschichteten großen échecs²⁰ gebracht hat, sondern auch die kleinen Ehrenstunden, war sie denn doch vielleicht nicht ganz so schlimm, ein Wort an sie, das nicht geschrieben noch auch nur ausgesprochen werden muss, ist das mindeste, was man ihr schuldet. Voilà des fruits, des feuilles, des fleurs et des branches, et puis voici mon corps.²¹ Ich weiß, Wirklichkeit, wie du mit ihm verfahren wirst. Ich habe alles einkalkuliert. Und kam zu dem Beschluss, dass ich dir gehörte und endlich mir selbst gehören muss. Du wirst mich, Anderer, der du mir die Hölle warst, aber auch die Seligkeit, nicht oder nicht lange beklagen: Aber ich beklage dich und in dir mich selber. Und damit: gute Nacht. Meine Botschaft mag für den Theoretiker des Freitods, den er beharrlich und wider alle Vernunft ‚Selbstmord‘ nennt, Aggression sein, Racheakt, postume Erpressung, was weiß ich. Doch ich weiß. Ich weiß, dass die Botschaft, die sinnlos ist, ohne die ich aber nicht täte, was ich tue, die ausgestreckte Hand ist der Versöhnung. Leb wohl denn. Ich gehöre endlich mir selber: Die Früchte meines Entschlusses werde ich nicht ernten, ich bin's zufrieden, noch im Trennungsschmerz, der groß ist, insonders wenn ich bedenke, dass die Welt des Glücklichen eine andere ist als die des Unglücklichen und dass mit dem Tod die Welt sich nicht verändert, sondern aufhört. – Dies also der Sinn der Botschaft, die am Bestimmungsort nicht eintreffen kann, weil es einen solchen nicht gibt.*

Der Unterschied zwischen Améry und Raabe besteht darin, dass in Raabes „Er“ oder dem „Anderen“ – in der Denkweise Schopenhauers – der Wille zum Leben offenbar noch zu stark ist, um aufzugeben, während das Ich ungeduldig auf das Ende wartet, aber den „Anderen“ gewähren lässt, ihm jedoch die Rückendeckung des Ichs längst entzogen hat. Amérys Suizidanten-„Ich“ hingegen hat das Handlungskonzept gegenüber dem „Anderen“ in absolute Eigenregie übernommen und kündigt damit selbstmächtig der Realität und der Welt. Im Schlusskapitel nennt Améry in Anlehnung an einen Romantitel von Arthur Schnitzler den Suizidantenentschluss den „Weg ins Freie“.

20 Franz. „Niederlagen“.

21 Abgewandelt aus dem Gedicht „Green“ von Paul Verlaine: „Voici des fruits, des fleurs, des feuilles et des branches / Et puis voici mon coeur qui ne bat que pour vous.“

3 HÖHERE GEWALT UND SUIZIDE IM UMFELD DES EUROPÄISCHEN KOLONIALKRIEGES 1938-1945

ADOLF HITLER IN „MEIN KAMPF“, BAND 1, KAPITEL 1: *IM ELTERNHAUS*:

„Das deutsche Volk besitzt solange kein moralisches Recht zu kolonialpolitischer Tätigkeit, solange es nicht einmal seine eigenen Söhne in einen gemeinsamen Staat zu fassen vermag. Erst wenn des Reiches Grenze auch den letzten Deutschen umschließt, ohne mehr die Sicherheit seiner Ernährung bieten zu können, ersteht aus der Not des eigenen Volkes das moralische Recht zur Erwerbung fremden Grund und Bodens.“

DER ANSCHLUSS ÖSTERREICHS 1938

„Kurz vor dem Anschluss hatte es in nur einer Woche mehr als eintausendsiebenhundert Selbstmorde²² gegeben. Bald sollte es ein Akt des Widerstands sein, in der Presse einen Selbstmord zu melden. Vereinzelte Journalisten wagten noch ‚plötzlicher Todesfall‘ zu schreiben; die Repressalien sollten ihnen rasch den Mund verschließen. Man suchte nach anderen, unverfänglichen Standardformulierungen. Und so bleibt die Zahl derer, die ihren Tagen ein Ende setzten, im Dunkeln, ihre Namen bleiben unbekannt. Am Tag nach der Annexion waren in der *Neuen Freien Presse* noch vier Todesanzeigen zu lesen: ‚Im Badezimmer ihrer Wohnung hat sich gestern Vormittag die 40jährige Beamtin Alma Biro mit einem Rasiermesser Schnittwunden an der rechten Handbeuge beigebracht und sich sodann mit Leuchtgas vergiftet. Gleichfalls gestern Vormittag hat sich der 49jährige Schriftsteller Dr. Karl Schlesinger eine Kugel in die rechte Schläfe gejagt. Mit einem Schlafmittel hat sich gestern die 69jährige Private Helene Kuhner getötet. Aus einem Fenster seiner Wohnung hat sich gestern Nachmittag aus unbekanntem Motiv der 36jährige Beamte Leopold Bien auf die Straße gestürzt.‘ Diese banale kleine Apostille ist zutiefst beschämend. Denn am 13. März kann niemand ihre Motive verkennen. Niemand. Eigentlich sollte man nicht von Motiven sprechen, eher von einer gemeinsamen Ursache.

Womöglich haben Alma, Karl, Leopold oder Helene vom Fenster aus gesehen, wie Juden durch die Straßen geschleift wurden. Ein kurzer Blick auf die rasierten Schädel hatte ihnen genügt, um zu verstehen. Es genügte ihnen, jenen Mann zu sehen, dem die Passanten auf den Hinterkopf das [Kruckenkreuz](#) der Kreuzfahrer gemalt hatten, das vor nicht mal einer Stunde noch am Revers des Jacketts von Kanzler Schuschnigg geprangt hatte.

Es genügte sogar, dass davon erzählt wurde, dass sie ahnten und mutmaßten, dass sie es sich ausmalen, bevor es überhaupt passierte. Es genügte, die Leute lächeln zu sehen, um zu wissen.

(...)

In einem Brief an Margarete Steffin berichtet Walter Benjamin mit beißender Ironie, die mit der Zeit und mit den Enthüllungen der Nachkriegszeit etwas Unerträgliches bekam, dass den Wiener Juden kurzerhand das Gas abgestellt worden sei; ihr Verbrauch habe für die Gasgesellschaft beträchtliche Verluste mit sich gebracht. Zumal gerade die größten Konsumenten ihre Rechnungen nicht beglichen, ergänzt er. An dieser Stelle nimmt Benjamins Brief an Margarete eine merkwürdige Wendung. Man weiß nicht, ob man ihn richtig versteht. Man schwankt. Seine Bedeutung schwebt zwischen den Ästen, am blassen Himmel, und als sie sich erhellt und plötzlich eine kleine Sinnpfütze im Nirgendwo bildet, offenbart sie sich als eine der wahnwitzigsten und traurigsten aller Zeiten. Denn die Wiener Gasanstalt weigerte sich deshalb, die Juden zu beliefern, weil diese das Gas vorzugsweise zum Zweck des Selbstmords nutzten und ihre Rechnungen offenließen. Ich habe

22 Noch einmal: „Suizid“ / „suicide“ als „Selbstmord“ zu übersetzen gibt der Selbsttötung eine kriminelle Note.

mich gefragt, ob das stimmte – derlei Grauensvolles erfand diese Epoche, in maßlosem Pragmatismus – oder ob es lediglich ein Scherz, ein im Schein der finsternen Kerzen ersonnener schrecklicher Scherz war. Doch eigentlich nimmt es sich wenig, ob es sich um einen abgründigen Spaß oder eine Tatsache handelt; wenn der Humor zu derartiger Schwärze neigt, sagt er die Wahrheit.

In einer solchen Not verlieren die Dinge ihren Namen. Sie entfernen sich von uns, man kann nicht mehr von Selbstmord sprechen. Alma Biro hat keinen Selbstmord begangen. Karl Schlesinger hat keinen Selbstmord begangen. Leopold Bien hat keinen Selbstmord begangen. Und auch Helene Kuhner nicht. Keiner von ihnen. Ihr Tod lässt sich nicht mit der mysteriösen Erzählung ihres eigenen Unglücks identifizieren. Man kann nicht einmal sagen, dass sie sich für einen würdigen Tod entschieden hätten. Nein. Keine innere Verzweiflung hat sie zerrüttet. Ihr Leid ist etwas Kollektives. Und ihr Selbstmord das Verbrechen eines anderen.“²³

KRIEGSENDE IN DEMMIN UND ANDERSWO

Eine Tafel an einem Gedenkstein auf dem Friedhof in Demmin (Mecklenburg-Vorpommern) erinnert an den Massenselbstmord zum Kriegsende im Jahr 1945:

„Freitote, am Sinn des Lebens irre geworden“

Hier ruhen im Massengrab und in Einzelgräbern Hunderte bekannte und unbekannte Opfer der Demminer Tragödie vom Mai 1945.“

„Aus Angst vor Gräueltaten und der Rache der Sieger kam es vielfach auch bereits im Vorhinein zum Massensuizid in Demmin, bei dem sich Einwohner und auch Flüchtlinge – fast ausschließlich Frauen mit ihren Kindern – erhängten oder sich in der Peene und in der Tollense ertränkten. Der Grund dafür war die schiere Verzweiflung der Frauen angesichts der unbeschreiblichen Brutalität, mit der die Soldaten in der Stadt hausten. Insgesamt kamen so etwa 900 Personen um – jeder 17. Einwohner. Die genaue Zahl der Toten konnte nicht genau ermittelt werden, weil unzählige Flüchtlinge in der Stadt waren und viele Leichen in den Flüssen abtrieben. Auf 35 Seiten des ‚Wareneingangsbuches‘ wurden im Friedhofsbüro namentlich Bekannte und all die vielen Namenlosen jeden Alters festgehalten. Bis in die 1950er Jahre hinein wurden aus den Trümmern Reste verbrannter Menschen geborgen. Der Massensuizid von Demmin ist bekannt als einer der größten überhaupt in der deutschen Geschichte.“²⁴

„(...) Der andere war der interessantere Fall, denn der Mann war nicht einmal NSDAP-Mitglied, nur Lehrer und gewöhnlicher Deutscher. Kurz vor Einmarsch der Roten Armee in seinen vorpommerschen Heimatort erschoss er seine drei Kinder, seine Ehefrau und sich selbst. Die Geschichte dieses Endes ist dem kürzlich im Berlin Verlag erschienenen Buch des Journalisten Florian Huber ‚Kind, versprich mir, dass du dich erschießt‘ entnommen, eine der wenigen erkenntnisfördernden Publikationen zum diesjährigen 8. Mai. Der Autor beschreibt und untersucht darin die außergewöhnliche Selbstmordwelle unter Deutschen kurz vor Ende des Kriegs, die sich mancherorts als Massenselbstmord gestaltete und der insgesamt an die 100 000 zum Opfer fielen. ‚Nach dem Verlöschen von Führer und Reich‘, so Huber, ‚fürchteten sie in die Leere zu versinken. Das Nichts wurde fühlbar. Die moralischen, gesellschaftlichen und quasireligiösen Normen, die die Volksgemeinschaft ausgemacht hatten, brachen zusammen.“²⁵

23 Eric Vuillard, *Die Tagesordnung*, Matthes & Seitz, Berlin 2018, S. 105-107; 109-111.

24 https://de.wikipedia.org/wiki/Demmin#20._Jahrhundert (21.5.2018).

25 <https://jungle.world/index.php/artikel/2015/19/der-himmel-ist-wieder-blau> (21.5.2018). Aus: jungle world, 07. 05. 2015, *Die Deutschen und ihre Vergangenheitsbewältigung. Der Himmel ist wieder blau. Eine deutsche Erfolgsgeschichte. Über nationale Versuche der Traumabewältigung.* Von Horst Pankow. – Nicht nachgedacht wird über den Widerspruch zwischen dem anmaßenden Töten der eigenen Angehörigen, in der Regel Kinder, und dem Suizid im eigentlichen Sinne.

Bei Kriegsende war ich 4 Jahre alt. Die von mir in Nordböhmen bis zum Kriegsende kennengelernte Welt ist in meiner Erinnerung vom Krieg unversehrt und heil. Gewalttätig wird die Erinnerung erst in der von meiner Mutter erzählten Geschichte, als sie zum Einkaufen über den langen Weg zum Gartentor von einem polnischen Soldaten am Tor mit vorgehaltenem Gewehr zur Herausgabe ihres Schmucks aufgefordert wurde. Schnell zurück im Haus, freute sie sich über ihren kleinen Triumph. Beim Abstreifen ihrer beiden Ringe war es ihr nämlich gelungen, den Ehering geschickt in ihre offenstehende Einkaufstasche gleiten zu lassen. Ich freute mich mit ihr. Der Soldat habe sich mit dem anderen Schmuckstück zufrieden gegeben und sei weitergegangen.

Im Juni 1945 wurde meine Familie ohne meinen Vater, der in russische Gefangenschaft geraten war, im Zusammenhang einer der sogenannten wilden Vertreibungen aus der Tschechoslowakei auf einen Treck geschickt, der für uns im Winter 1945/46 in einem thüringischen Walddorf mit 52 Hausnummern endete. Mein Vater fand uns dort sehr schnell wieder, weil er, wie er ab und zu erzählte, nur zufällig nicht nach Sibirien abtransportiert worden war. Er stand nämlich nach Kriegsende in der Reihe der Abgezählten weiter hinten und brauchte so nur kurze Zeit in einem in Deutschland gelegenen Gefangenenlager zu bleiben.

In der Sowjetischen Besatzungszone hatte sich mein Vater regelmäßig bei der russischen Besatzungsbehörde zu melden. Er bekam verschiedene Arbeiten im Straßenbau und 1947 bei der Feuerwache in den sommertrockenen Wäldern zugeteilt, da er als Lehrer nicht mehr in Frage kam. Im Spätsommer 1948 machte er sich mit einem Rucksack an einem Abend auf, um zu Fuß in „den Westen“ zu gelangen, wo Verwandte schon lebten. Meine Geschwister und ich sahen ihn nur verschwinden, da wir nicht wissen sollten, was er vorhatte, damit wir ihn nicht dummerweise verraten konnten. Seinen ersten Halt machte er in Rotenburg an der Fulda. In seiner Erschöpfung habe er, wie er erzählte, erwogen, seinem Leben ein Ende zu setzen. Als er seinen Ehering versetzt hatte, um Geld für seine Weiterreise nach Bayern zu bekommen, wo er zu Verwandten wollte, eröffnete sich dort eine mir nicht nachvollziehbare Perspektive, in Nordhessen eine Einstellung als Lehrer in einer Dorfschule zu bekommen. Dorthin sollten wir ihm folgen.

Im Winter 1949/50 führte uns der Dorfschmied von Heßberg bei Hildburghausen in einer Nacht für 10 DM (West) über die von sowjetischen Grenzsoldaten bewachte Grenze ins oberfränkische Rodach. Von dort gelangten wir in einer abenteuerlichen Eisenbahnfahrt über Nürnberg, Würzburg und Fulda nach Kassel und nach Warburg, wo der Bauer, in dessen Haus wir unterkommen sollten, uns mit seiner Pferdekutsche am Bahnhof erwartete. Usw.

1986, mein Vater war 1972 nach den ruhigsten Jahren seines Lebens plötzlich gestorben, besuchte ich meinen Onkel in Bayern. Er hatte in unserem Heimatort ein Lebensmittelgeschäft, das er zur Versorgung der tschechischen Bevölkerung bis 1946 behalten konnte, ehe er ausgewiesen wurde. Er fragte mich, ob ich denn wisse, was mit meinem Vater bei Kriegsende geschehen sei. Ich hatte keine Vorstellung davon, was er überhaupt meinen konnte.

Mein Vater sei nach der deutschen Niederlage von Tschechen ins Bürgermeisteramt bestellt worden. Er war selbst zwischen 1938 und 1939 Bürgermeister gewesen, also im ersten Jahr nach der verlogenen „Heimkehr ins Reich“ und sollte nun Zeuge dafür sein, was man seinem Nachfolger und einem seiner Untergebenen aus was für Gründen auch immer antat. Er habe zusehen müssen, wie sie zu Tode gefoltert wurden, und musste ihre geschundenen Kadaver dann auf einer Schubkarre auf den Friedhof bringen und sie dort mit Hacke und Schaufel begraben. Das erzählte ich unmittelbar darauf meinen beiden wesentlich älteren Schwestern, von denen eine bei Kriegsende bereits verheiratet war und mit ihren zwei Kindern kriegsbedingt in unserer Wohnung lebte.

Sie erinnerten sich beide lebhaft an einen Spätnachmittag, als mein Vater sie aufgefordert hatte, in der Apotheke das Gift abzuholen, das er offenbar dort bestellt hatte. Sie sollten aber nur dann den Markt zur Apotheke hin überqueren, wenn er noch nicht von Soldaten der *Roten Armee* belagert sei. Die Soldaten waren aber schon da, so dass sie unverrichteter Dinge wieder zurückkehrten. Für sie war nach meinem Bericht sofort klar, dass mein Vater mit sich und der ganzen Familie hatte *Schluss machen* wollen, weil sich genau an diesem Tag abgespielt haben musste, was ihm von den Tschechen in seinem Heimatort zur Sühne auferlegt worden war.

Der öffentliche Kläger
bei der Spruchkammer

Neustadt/Waldnaab

Aktenzeichen: _____

An die
Spruchkammer

Neustadt/Waldnaab

Sühnebescheid

Abschrift
Neustadt/Waldn. den 20.9.1948
Datum

Ich beantrage folgenden Sühnebescheid zu erlassen:

Neustadt/WN, den 13. Sept. 48

Der öffentliche Kläger:

gez: Skudlarek

*** da kein genügender Beweis für die Einreihung in eine schlechtere Gruppe vorliegt.**

*** Herr / ~~Frans~~ Franz H e i s e l**
geboren am: 9.6.1895
Wohnort: Vohenstrauß/Opf.
Straße / Post: Oberlinderstr. 261

1. Sie werden in die Gruppe der Mitläufer eingereiht.
Belastung: Mitglied der NSDAP von 38 - 45

2. Es wird gegen Sie eine Geldsühne von RM DM 50,- festgesetzt.

Die Geldsühne ist bis zum 31.10.48 an das Finanzamt Weiden/Opf. (Postsch.-Amt Nürnberg Postsch. Kte. Nr. 1736) oder in bar bei der Finanzkasse einzuzahlen.

3. An Stelle von je RM DM 10,- der Geldsühne tritt für den Fall der Nichtzahlung eine Arbeitsleistung von einem Tag.

4. Die Kosten betragen RM DM 165,- und sind zum gleichen Termin gleichfalls an das Finanzamt zu zahlen.

Dieser Sühnebescheid wird rechtskräftig, wenn nicht binnen einer Woche nach Zustellung Antrag auf Entscheidung durch die Kammer gestellt wird. Der Antrag ist schriftlich oder zu Protokoll der Geschäftsstelle der Spruchkammer zu stellen.

Streitwert: wurde mit Beschluss v. 26.10.48 auf DM 5.500,- festgesetzt.

V. _____ RM

Verteiler: Min.f.pol.Befr.
Polizeibehörde
Vermögensverw.
Arbeitsamt
Finansamt
Vorges.Dienststelle
Betroffener

Zugestellt durch Vorlegung am 20.9.48.
Der öffentl. Kläger
gez: Skudlarek

Der Vorsitzende der Spruchkammer
gez: Hoeltzl

Abschrift stimmt mit Urschrift überein.
Regensburg, den 10.5.1949

RECHTSKRÄFTIG

Rechtskraftvermerk
Dieser Sühnebescheid zugestellt am 24.9.1948
ist rechtskräftig geworden am 27.10.1948
Geschäftsstelle der Spruchkammer

Sühnebescheid zustellen
_____, den _____
Geschäftsstelle der Spruchkammer

Aufgegeben zur Post am _____

Wiedervorlegen am _____

F 7 50* 10.46.

Mit niemandem hatte mein Vater sprechen können, auch nicht mit seiner Frau, meiner Mutter. Wie und von wem es mein kurz nach meinem Besuch verstorbener Onkel erfahren hat, weiß ich nicht. Als meine Mutter 1991 starb, ich ihren Haushalt auflösen musste und alles nicht Weiterzugebende im bestellten Container entsorgen wollte, sortierten unsere beiden Kinder noch, was sie im Schreibtisch fanden. Da gab es die alten Ausweise meiner Eltern aus der Tschechoslowakei, der SBZ usw., die Liebesbriefe meines Vaters an meine Mutter, Lastenausgleichsauskünfte²⁶, aber auch nebenstehenden Sühnebescheid, den mein Vater in Bayern ausgestellt bekommen hatte.

Wie und wo er die für ihn unerschwingliche Summe von 215 DM in Arbeitsleistung entschuldete, weiß ich nicht. Nur einer Sache bin ich mir sicher: Was ihm da abverlangt wurde, muss ihm lächerlich und banal vorgekommen sein gegenüber dem, was er seit Mai 1945 in seinem Heimatort und später hinter sich gebracht hatte.

Im Alter erst bin ich mir einer weiteren Sache bewusst geworden: Meine Vorfahren gehörten zu den Menschen, die im

Zusammenhang der mittelalterlichen Ostsiedlung nach Nordböhmen gelangt waren. Ihre Herkunft mit Traditionen und deutscher Sprache hatten sie in slawischem Umfeld über die Jahrhunderte mit ihresgleichen pflegen können. Im Zusammenhang mit den mittelosteuropäischen nationalen Unabhängigkeitsbestrebungen und den im 19. Jahrhundert anvisierten slawischen Nationalstaatsbildungen gerieten sie in einen Minderheitenstatus, der sie zunächst für den kolonialistischen reichsdeutschen Expansionsdrang und dann für den slawisch unterlegten sowjetrussisch durchgesetzten Kolonialismus zur Manövriermasse machte.

26 Nicht unerwähnt bleiben sollte, dass meine damals als „halbjüdisch“ einzustufende Cousine Margot als Tochter meines in den letzten Kriegswochen im Partisaneneinsatz in Schlesien vermissten und für Lastenausgleichszwecke (!) Anfang der 1950er Jahre für tot erklärten Onkels, den jüngsten Bruder meines Vaters, vor dem ihr zugedachten Schicksal in ihrer Familie hat bewahrt werden können, so dass wir uns alle im „Westen“ wiedersehen konnten.

4 DREI ROMANE AUS DEN LETZTEN HUNDERT JAHREN

Was Kolonialismus für die Kolonialiserten jeden Alters in Kolonien – zuweilen im Deutschen auch „Protektorate“ oder „Schutzgebiete“ genannt – bedeutet, braucht an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt und mit Beispielen illustriert zu werden. Was die Kolonialisierung der Lebenswelten und der in ihnen Kolonisierten bedeutet, führt potentiell in die Innenräume jeder Gesellschaft und ist in vielen Texten dieser Domain thematisiert und illustriert, etwa mit den Kohlezeichnungen Ernst Barlachs zu Goethes Gedicht von der „*wandelnden Glocke*“.²⁷ Carel von Schaik und Kai Michel gehen bei ihrer Bibellektüre der Fährte der Kolonialisierung der Lebenswelten im Gang der Evolution nach und nennen die Bibel „Das Tagebuch der Menschheit“ (2016). Sie meinen, dass die Bibel uns viel über uns selbst und darüber erzählt, wie wir geworden sind, was wir sind. So liefen Milgrams Gehorsamsexperimente in den 1960er Jahren nicht von ungefähr auch unter der Überschrift „Abrahams Konflikt“.²⁸

Montaignes bester Freund, der früh verstorbene [Étienne de La Boétie](#) (1530-1563), war ein anderer Fährtenleser. Montaigne fühlte sich ihm und seinem schmalen Werk sein Leben lang verbunden und widmete ihm seinen Essai „Über die Freundschaft“. La Boéties berühmtes Werk „Discours de la servitude volontaire“ (*Abhandlung über die freiwillige Knechtschaft*) hat über die Jahrhunderte hinweg wenig von seiner Ausstrahlung eingebüßt.²⁹ So erschien etwa 1942 in der *New York Times* ein Artikel mit der Überschrift „An Anti-Nazi of 1548“, in dem mit La Boétie die Verhältnisse in Nazi-Deutschland kritisiert werden.

Im Zeitalter der Aufklärung wurde der Begriff „Kolonie“ im Sinne von *Protektorat* oder *Schutzgebiet* in die Erziehung eingeführt. In von der Gesellschaft und ihren Turbulenzen abgetrennten Räumen meinte man am ehesten in der Lage zu sein, Kinder zu ordentlichen und disziplinierten Mitgliedern einer vernünftigen Gesellschaft erziehen zu können. Die „vernünftige“ Gesellschaft war ein progressives Ziel, die Methoden, die dorthin führen sollten, widersprachen aber allem, was mit Selbstbestimmung und der aufklärerisch eingeklagten Autonomie für die Individuen erreicht werden sollte. John Williams lässt in „Butcher’s Crossing“ einen alt gewordenen desillusionierten Wildwestler einen jungen Mann so belehren: „*Man wird geboren und mit Lügen aufgepäppelt, wird mit Lügen abgestellt und lernt in der Schule ausgefallener zu lügen. Das ganze Leben baut auf Lügen auf, und dann, womöglich wenn es ans Sterben geht, wird einem klar – dass da nichts war, nichts außer einem selbst und dem, was man hätte tun können. Nur hat man es nicht getan, weil einem die Lügen weisgemacht haben, es gäbe etwas anderes. In dem Moment begreift man, dass man die Welt hätte erobern können, weil man der Einzige ist, der das Geheimnis kennt, nur ist es dann zu spät. Man ist zu alt.*“³⁰

In Vuillards Roman „Die Tagesordnung“ heißt es gleich auf der ersten Seite zum 20. Februar 1933, als die Nazis ihre Machtübernahme vorbereiten, indem sie die deutschen Großindustriellen von Göring einladen lassen, damit der sie erfolgreich für den anstehenden Wahlkampf abkassiere, mit einem Blick in die parallele Arbeitswelt, in der das nötige Geld verdient wird: „*Dabei verbrachten die meisten ihren Vormittag damit, zu schuften, waren in die große redliche Lüge der Arbeit vertieft, mit jenen kleinen Gesten, in denen sich eine stumme schickliche Wahrheit verdichtet und sich das ganze Abenteuer unseres Daseins auf eine beflissene Pantomime beschränkt.*“ Vuillard visiert über den 20. Februar 1933 unser Leben in der Gegenwart an, die aber für ihn nur am Rande, wenn auch

27 Siehe Einleitung zu [Auf der Suche nach dem richtigen Leben im falschen](#).

28 Zur selbstversklavenden Kolonialisierung seit der Sesshaftwerdung und der Einführung der Landwirtschaft siehe auch Yuval Noah Harari, *Eine kurze Geschichte der Menschheit*, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2013.

29 Siehe Jürg Berthold über Étienne de La Boétie: *Von der freiwilligen Knechtschaft* (26.4.2015): <http://www.theoriekritik.ch/?p=1605>. Sehr informativ ebenfalls <http://sos.philosophie.free.fr/boetie.php#>.

30 John Williams, *Butcher’s Crossing*, dtv, München 2015, S. 332 f.

in stiller Verzweiflung im Schlussabsatz des Romans noch einmal berührt wird, wenn er „die vernünftige Göttin“ Geschichte als unbewegliche Statue mitten auf dem Festplatz evoziert, zu deren Füßen jährlich „ein trockenes Pfingstrosengesteck, als Trinkgeld tagtäglich Brot für die Vögel“, abgelegt wird.

In drei Romanen – Wilhelm Raabe, *Altershausen*; Romain Gary, *L'angoisse du roi Salomon*; Philip Roth, *Jedermann* – soll hier über die stille Hoffnungslosigkeit Vuillards hinaus dem nachgespürt werden, wie in moderner *schöner Literatur* auf das Alter reagiert und dargestellt wird, woran sich das aufklärerische Autonomieversprechen stößt und welche Chancen alternde Protagonisten überhaupt haben oder ob ihnen überhaupt noch Chancen gelassen sind, sich als autonome Individuen zu verstehen. Denn in den alternden westlichen Gesellschaften ist gar nicht mehr zu überblicken, wer und was inzwischen alles marktmäßig in Bewegung gesetzt wird, um die aus dem beruflichen Leben Ausgeschiedenen und Verrentneten weiter bis zum Tod für die Gesellschaft zu vereinnahmen und ihnen Sinnangebote zu machen, von denen zum Beispiel eines die auf Kleinwagenflotten gesigte Parole „*Menschlichkeit pflegen*“ lautet, die man vor allem in den Morgenstunden in den Verkehrsströmen der Großstädte oder zwischen den Dörfern auf dem Land eilig unterwegs sieht, damit den zu Pflegenden in ihrer Notdurft in abgestimmten Zeitportionen beigestanden werde.

4.1 WILHELM RAABE, ALTERSHAUSEN (1902, ERSCIENEN POSTHUM 1911)

Der Roman [Altershausen](#) ist Raabes letztes Werk und Fragment geblieben. Hier wird er vorgestellt, als handle es sich um einen vollendeten Text, in dem Raabe noch einmal alle Themen und Motive, die ihn beschäftigten, aufnimmt und gewissermaßen ins leere Offene führt, damit der Leser sich frage, ob das bis dahin Erzählte mit einer romanhaften Vollendung zu bewältigen wäre. Denn als Fragment ist der Roman möglicherweise in sich schlüssiger, als wenn Raabe noch nach einem stimmigen Ende gesucht hätte. Er fühlte sich wohl an sein schriftstellerisches Ende gekommen ...

Im Roman „Die Akten des Vogelsangs“ von 1896 wird in einer anderen Form nämlich etwas Ähnliches erzählt, aber in einem Rahmen eingefasst, in dem der Schauer vor dem leeren Offenen noch einmal gebändigt wird, weil der Erzähler zwar mit Sympathie das Schicksal des eigentumsmüden und weltflüchtigen Freundes und Protagonisten Velten Andres verfolgt, aber einen Lebensweg mit Familie eingeschlagen hat, an die er sich gebunden weiß.³¹

Den Erzähler in den „Akten“ stellt er ausführlich betitelt vor: Oberregierungsrat Dr. jur. Karl Krumhardt. Der Protagonist in „Altershausen“ hat noch ein wenig mehr zu bieten: Wirklicher Geheimer Obermedizinalrat Prof. Dr. med. Friedrich Feyerabend. Während Krumhardt erzählt, wie er seinen Freund den Boden unter den Füßen verlieren sieht, ist es in „Altershausen“ Feyerabend, der seine bürgerliche Standesfassade abstreift, weil er dem Irrtum nicht länger aufsitzen will, „durch *Begabung und Beruf zu dem Glauben gebracht [worden zu sein], sich – der Welt schuldig zu sein*“ (S. 16 f.).³²

Mit solch einer Passiv-Konstruktion beginnt bereits der Roman, wenn Feyerabend beim Aufwachen sich sammelt und wieder in sein Leben einsortiert und über sein tags zuvor vollendetes siebzigstes Lebensjahr nachdenkt: „es kann einem auch sein *siebenzigster Geburtstag freundschaftlichst, ehrenvoll-feierlichst begangen worden sein*“ (S. 9).

Mit diesen die Grammatik sprengenden Passivkonstruktionen bezweckt Raabe das gleiche, was Samuel Beckett in seinem Roman „Der Namenlose“ umtreibt und was er auch als Pantomime auf

31 Siehe Kap. 2 in [Literarische Beispiele zu Rollenspiel und Rollenverweigerung seit dem 19. Jahrhundert](#): *Die Welttheateridee im Spätwerk Wilhelm Raabes*.

32 Zitiert wird nach von Hans-Jürgen Schrader herausgegebenen Insel-Taschenbuchausgabe von 1985.

die Bühne gebracht hat: [Akt ohne Worte I](#). Die männliche Figur wird zu Beginn auf die Bühne geworfen, ein Vorgang, der sich immer wiederholt, wenn der Protagonist die Bühne verlassen will, wozu er durch einen Pfiff aus den Kulissen jeweils aufgefordert wird. Wer pfeift, bleibt verborgen. Es geschieht aber in einem Verweigerungszusammenhang, weil der Protagonist immer wieder rücklings zurückgeworfen wird, also einen Stoß oder Tritt auf seine Vorderseite versetzt bekommen haben muss. Er wird gewissermaßen in sein Dasein geworfen, gestoßen oder getreten. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, hätte er sich nie auf die Bühne begeben, auf der er dann auswegslos resigniert sitzen bleibt, seine Hände betrachtet, aber auf nichts mehr reagiert.

Raabe führt in der Betitelung das Rollenhafte der bürgerlichen Gesellschaft vor. Als lächerlicher Rollenträger erscheint sich der *Wirkliche Geheime Obermedizinalrat Prof. Dr. med. Friedrich Feyerabend* im Traum seines Mittagsschläfchens eines Tages in seiner Heimatstadt. Dorthin hat er sich einige Zeit nach seinem Geburtstag begeben, weil er herausbekommen möchte, wen und was er in den in ihm gehäuft wach werdenden Erinnerungen an seine Kindheit und Jugend vor Ort wiedererkennt. Im Hotel des Ratskellers untergekommen, muss er sich dort immer wieder erholen von dem, was er bei seinen Wiederbegegnungen erlebt hat. Dabei gelangt er im Traum zu Weihnachten in die Blaue Stube seines Elternhauses, wo alles für die Bescherung gerichtet ist. Er fühlt, wie sich seine Glieder versteifen, bis er zu einer Holzpuppenfigur nach „*Nürnberger Fabrikmaß*“ geworden ist, einem Nussknacker in rotem Frack, weißer Weste, gelber Hose und Husarenstiefeln. Er ist jedoch nur der Nussknacker vom Fest des vergangenen Jahres: „*Und als der Nussknacker vom vergangenen Jahr hatte er sie alle, alle um sich, die nun neu aus der Schachtel gekommen waren, die ganze große Familie aus Holz, Papiermaché, Blech, Zinn, Leder, Tüll, Gaze, Gold- und Silberfitter, der Welt buntesten Farbkasten nicht zu vergessen!*“ (S. 104).

Die Traumszene spinnt sich weiter fort und wird noch deutlicher zu einer karikierender Wiedergabe seiner Rolle auf der Bühne der „sogenannten Wirklichkeitswelt“ (S. 59):

Was war denn aber das? War das nicht das Gesicht seines Nachfolgers im Amte, auf dem Lehrstuhl, in der Wissenschaft, in den Glanzsälen der Wonneburgen der Walchen und im Verehrungsbedürfnis der Menschheit?

Nein, es war nur der neue Nußknacker, der vom diesmaligen Heiligen Abend. Frisch aus der gegenwärtigen Kulturentwicklung mit schwärzestem Schnauzbart, rotestem Rock, leuchtendstem Federbusch, gelbester Weste, weißesten Beinkleidern und – in Stiefeln, wie er sie getragen hatte und sie für die seinigen halten konnte, wenn er sich nicht an die seiner Vorgänger hätte erinnern müssen.

»Guten Abend, Kollege!«

Er fuhr auf die unvermutete, höfliche, ja achtungsvolle Anrede ein wenig in sich zusammen; aber schon versammelten sie sich alle um ihn in der Blauen Stube seines Vaterhauses zu Altershausen – die Puppen, die jetzt am Reich waren und es festzuhalten glaubten (ebd.).

Schon zuvor war er bei einem seiner Rentnerspaziergänge nach seinem 70. Geburtstag an seinem Wohnort in einen Zusammenhang geraten, von dem er in seinem Berufsleben und seinen berufsbedingten Weltreisen weit entfernt war und wo auf einmal ein Parkwächter zu seinem „Professor“ wird.

Raabe greift hier etwas auf, was in ganz anderen Zusammenhängen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts schon zu den verschiedenen [Lebensreform](#)bewegungen geführt hatte, die noch ein Echo in der NS-Verherrlichung des [Ver sacrum \(Antike\)](#) finden sollten und bis in die Lehrpläne der SS-Fortbildung hineinreichten.³³ In „Altershausen“ wird deren Ursache durch eine „*kalte Teufelsfaust*“

³³ Ausformuliert vom SS-Hauptamt in „*Lehrplan für die weltanschauliche Erziehung in der SS und Polizei*“. Siehe dazu: [Notiz zum Wewelsburger Triptychon von 1939](#). Was die Lebensreform in Übersee in europäischen Kolonien

angekündigt, die sich Feyerabend entgegenballt und in dem Parkwächter, den er bei seinem Spaziergang anspricht, Gestalt annimmt, als der ihn von seinem fiktiven „Parkwächter-Kathedr“ herab belehrt:

Wo er am wenigsten Menschen begegnete, fing er an, nach Bekannten, alten – ältesten Bekannten zu suchen, um sie wieder einmal zu begrüßen, und – er traf auf keinen mehr.

»Ja sehen Sie, Herr Geheimrat (auch die Parkwächter kannten den berühmten Mann), was Sie da suchen, finden Sie, abgesehen von der späten Jahreszeit, jetzt immer hier nicht mehr vor. Ungeziefer gibt es nicht mehr bei uns. Die Zeit, wo man damit seine Last hatte, ist vorbei.«

»Wieso denn?«

»Ja, da sind die jetzigen städtischen Verhältnisse dran schuld, Herr Geheimrat. Und zu jeder Jahreszeit, nicht bloß weil es jetzt in den Herbst geht und ihre Flug- und Brütezeit hin ist. Das ist jetzt so bei uns hier mit die Vogels wie mit die Buttersvögel, das Raupenzeug, die Käfers und was sonst so, vorzüglich im Frühjahr und um die Blüte, hier in meine Herrschaft in die Büsche und Blumerei nach des Herrgotts Willen sich zusammentun, aus dem Ei und Kokon kommen, krauchen, fressen und rumflurren und sonst sein Wesen und Unwesen haben sollte. Sie können so manches nicht mehr vertragen, was der heutige Mensch doch immer mehr zu seinem täglichen und nächtlichen Wohlsein nötig hat.«

»Sie meinen?«

»Ganz gewiß! Was wir nicht riechen, das riechen sie und gehen davon ein oder anderwärts hin. Selbst in den höchsten Lüften ist das so geworden über der Stadt. Bin auch ein alter Mann, Herr Geheimrat, und brauche nur aus älterer Zeit an unsere hiesigen Dohlen zu denken. Die des Abends um die Kirchtürme und nachher auf die Dächer aufgereiht wie nach der Schnur! Wo sind sie geblieben? Mit Respekt zu sagen, Herr Geheimrat, wir riechen ihnen nicht mehr gut genug, und des Nachts nehmen wir ihnen den Schlaf und die nächtliche Ruhe mit dem Gas und dem elektrischen Licht und allen anderen Erfindungen in dieser Bransche bis an den hellen Morgen. Daß es bei uns in der Nacht nicht mehr Nacht und Schlafenszeit wird, das hat sie von den Hausdächern und Türmen vertrieben, wie der Geruch die Käfers und Raupen und Buttersvögel hier aus dem Buschwerk und sonstiger unserer Kunstgärtnerei. Da draußen jenseits der Vorstädte möchten sie sich ja wohl noch halten; aber da kommen denn wieder die Fabriken mit ihren Schornsteinen und Gequalme und vereckeln ihnen ihre Daseinslust, und es wird wohl auch nichts mehr für sie sein. Ich komme wenig dort hinaus und kann's also nicht sagen.«

Er hatte auf mancher Schulbank gesessen, bis er es zu seiner jetzigen Stellung in seiner wissenschaftlichen Welt und zu seinem Titel Geheimrat gebracht hatte: selten war er so mit der Überzeugung, daß der Professor auf dem Katheder recht habe, nach Hause gegangen.

Er ging nach Hause, Professor Dr. med. Geheimrat Feyerabend, und kam unterwegs in seinen Gedanken auf die der Merkwürdigkeit wegen übriggelassenen fünfzig Stück Präriebüffel, auf das neue afrikanische Kolonial-Jagdgesetz, betreffend »Löwen-Schonzeit«, und auf das ihm gleichfalls als »etwas Neues aus Afrika« bekanntgewordene Handbuch über rationelle Straußenzucht. Damit zuletzt zu der Überzeugung, daß, wenn das so weitergehe, der Mensch sich zu Ende des zwanzigsten Jahrhunderts unzweifelhaft recht praktisch und verständig mit dem fünften Schöpfungstage und unseres Herrgotts großem Tiergarten auseinandergesetzt haben, aber eine Kinder-Naturgeschichte mit den dazu gehörigen Abbildungen aus dem Anfang des neunzehnten Säkulums ein bibliographischer Schatz sein werde.

anrichten konnte, macht Christian Kracht in seinem Roman „Imperium“ über die Geschichte des Aussteigers [August Engelhardt](#) aus Nürnberg in [Deutsch-Neuguinea](#) deutlich.

Daß das biblische Wort:

»Füllet die Erde und machet sie euch Untertan und herrschet über Fische im Meer und Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kreucht« – ihm die Lust, das Spazierengehn wieder zu erlernen, merklich erhöht habe, konnte er nicht sagen und seine Umgebung zu Hause auch nicht.

Im Gegenteil. Es kam ihm zu Hause vor, als ob die Erdoberfläche von »Uns«, d.h. seinesgleichen, reichlich, überreichlich gefüllt und es durchaus nicht notwendig sei, daß er mit seiner Person, trotz aller vom Staat und von Privaten anerkannten Verdienste, das Gedränge drauf noch länger vermehre.

Feyerabends Stimmung hat sich erheblich eingetrübt und wirkt lange nach. Er muss sich erst wieder fangen und auf dem Boden einer *Weltwirklichkeit* einrichten, den er so bisher für sich noch nicht erschlossen und erfahren hat. Seine unverheiratet gebliebene Schwester Karoline kümmert sich um ihn und den gemeinsamen Haushalt. Er ist seit 30 Jahren Witwer. Seine Frau konnte den Tod ihres Kindes nicht verwinden und starb ihm 5 Jahre später hinterher. Karoline wird dafür sorgen, dass er wieder ins Gleichgewicht gerät, bis er gegen den Willen der Schwester nach Altershausen aufbrechen wird:

Er wurde einige Tage durch sich unerträglich, und da auch Regenwetter einfiel, gab er natürlich seiner Stimmung oder Verstimmung anderen gegenüber Laut. Er bellte nicht, aber er äußerte, wie seine alte Schwester sagte: gegen Gott und die Welt undankbare Anschauungen und wurde freundlich, aber bestimmt zurechtgewiesen. Karoline hieß sie, und es ist ein Charakterzug, daß sie sich nie, von Kindsbeinen an, auf so was wie »Lina!«, »Line!«, »Linchen!« einließ und draufhin kam, wenn man ihr rief.

Geheimrat Feyerabend erfreute sich der Beaufsichtigung, Bevormundung, Bemutterung durch sie in allen menschlichen und göttlichen Dingen in einer Art und Weise, die alle vom Menschen gegen sich selber in Staat und Kirche aufgerichteten Schutzwehren für ihn persönlich überflüssig machten.³⁴ Zehn bis zwölf Jahre war das Kind jünger als er; aber daß das je ihrer Autorität Abbruch getan hätte, hatte er nie bemerkt und seine dienende Hausgenossenschaft ebenfalls nicht (S. 19-21).

Wenn er nach Altershausen reist, dann folgt er offenbar nicht nur dem *Heimweh nach seiner Jugend* (S. 24), sondern will Ausschau nach etwas halten, was die Kolonialisierung der ihn umgebenden Lebenswelt und mehr noch der Überseekolonialismus **nicht** unter sich begraben und womit man sich – zumindest im Roman – wappnen könnte, ohne irrationalen Verlockungen zu erliegen.

In seinem Roman „Pfisters Mühle“ von 1884 hatte Raabe schon einen dem Alkohol verfallenen Schriftsteller und Außenseiter in der Brautrede seiner eigenen begrenzten Lebenswirklichkeit Ausdruck geben lassen, wenn er zu seiner Tochter und den anderen Hochzeitsgästen sagt: „*Die kleine, hülflose, offene Hand am schlafenden Kinde ist's, die die Welt von Generation zu Generation sicher weitergibt.*“³⁵

Was ist es, was am fragmentarischen mit einer Zeile Gedankenstriche markierten Ende von „Altershausen“ übrig bleibt?

Diese Gedankenstriche gelten der vergessenen Jugendfreundin Feyerabends Minchen Ahrens und ihrer weiteren Erzählung, aber auch dem, was sie für den Wirklichen Geheimen Obermedizinalrat bedeuten wird.

³⁴ Mit dieser Feststellung gerät Feyerabend trotz „*Beaufsichtigung, Bevormundung, Bemutterung durch sie in allen menschlichen und göttlichen Dingen*“ in einen von menschlicher Fürsorge geprägten privaten Raum, von dem aus Anarchie vorstellbar wird.

³⁵ Insel-Taschenbuchausgabe von 1985, S. 115.

Minchen Ahrens bewirtschaftet mit Ludchen, Feyerabends Kindheits- und Jugendfreund Ludwig Bock, der wichtige Arbeiten wie Holz- und Heumachen ums Haus herum und im Wald verrichtet, einen Haushalt, in dem Feyerabend sich wie zu Hause fühlt. Sie übernimmt mit ihrem Strickstrumpf das Erzählen. Sie hat sich nach einer enttäuschten Liebe der Fürsorge und Pflege Ludchens gewidmet, der als Zwölfjähriger von einem Baum gefährlich gefallen war, sich nicht mehr weiterentwickelte und als Behinderter zum Gespött seiner Mitmenschen wurde. Es war schwierig für sie, sich zu ihm zu bekennen, war sie doch in der sie umgebenden Gesellschaft mit ihresgleichen eher dazu geneigt, auch ihre Scherze mit Ludchen zu treiben und auf seine Kosten zu lachen. Es ist ihr, als müsste sie noch während ihres Erzählens dafür rot werden und sich schämen.

Minchen strickt während ihres Erzählens an Ludchens Strumpf für den kommenden Winter weiter. Es wird ein großer Strumpf, so dass Feyerabend den Eindruck hat, dass in ihm „*der ausgewachsene Elefantenfuß aus Deutsch-Ostafrika sich hätte wohlfühlen können*“ (S. 116). Minchen erklärt, dass Ludchen zeitig dick und unbeholfen geworden ist. Er ist Teil ihrer „*großherrlichen Lebensereignisse*“ geworden (S. 120), wie sie in heiterer Altersresignation sagt. Doch Feyerabend lauscht ihr gebannt und fordert sie auf, ihn weiter erzählend an ihrem Leben teilnehmen zu lassen. Weil Minchen und Feyerabend Zeit haben, wird sie weiter erzählen...

„*Es hatte sich nichts verändert. Die dürre Hand, die die seinige in der Haustür fasste, war noch die weiche Kinderhand von vor sechzig Jahren. Es löste sich nichts in Phantasmen und Fratzen auf, und kein neuer Nussknacker löste den alten ab: das große offene Weltgeheimnis lag in seiner ganzen Schönheit und Herrlichkeit vor ihm im Lichte des eben gegenwärtigen Tages, und – er freute sich, dass er **mit in der Welt war** und zu dem Wunder gehörte*“ (S. 110 f.).

Feyerabend ist nicht mehr nur Besucher und Gast, sondern Teil von Minchens und seines Jugendfreundes Ludchens Welt, weil Minchen es wie selbstverständlich versteht, sich auf ihn einzulassen. Allerdings hat sie es nicht mit dem betitelten Professor und Geheimen Rat zu tun, sondern nur mit Friedrich – Fritzchen – Feyerabend. Diese (Standes-)Schwelle zu überschreiten war deshalb so leicht, weil sie Feyerabend nicht mehr vor sich hertrug. Der hat sich neugierig auf seine Erinnerungsreise eingelassen und ist entsprechend unvoreingenommen und frei für Neues, wie sehr er gleichzeitig weiß, dass er ein Greis ist, auf die achtzig zugeht und nur mehr eine befristete Zeit zu leben hat.

Raabe hat in „[Unruhige Gäste](#). Ein Roman aus dem Säkulum“ (1885) und in anderer Perspektive in „[Im alten Eisen](#)“ (1887) sich der Menschen angenommen, die randständig aus dem Weltgetriebe der bürgerlichen Gesellschaft herausfallen. Sie gehören nie zur Ständewelt der „gebildeten Schichten“ wie auch nicht zu der des Geheimen Obermedizinalrates und Professors. Feyerabend gewinnt jetzt deshalb einen ihn erfüllenden Zugang zu ihr, weil sie sich in seine Jugenderinnerung einfügt und sie ergänzt. Diese Lösung, das Randständige mit der Gesellschaft zu versöhnen, nimmt in „Im alten Eisen“ folgenden Verlauf: Die alleinstehende Mutter zweier Großstadtkinder stirbt und lässt sie als Waise zurück. Sie haben niemanden mehr, außer dass sich amtlich bestellte Personen am Rande um sie bemühen, nämlich Bezirksarmenarzt, Bezirksarmenvorsteher und Bezirksarmenschreiner. Die menschliche Nähe vermittelt ihnen zunächst eine „*Gassenschmetterling*“ genannte Prostituierte, bis „*Komödienmutter*“ Wendeline Cruse, die vom Altwarenhandel lebt, sich ihrer annimmt und sich mit einem Witwer zusammentut, damit die Kinder Eltern haben.

Raabe folgt dabei dem, was für ihn **Welttheater** heißt. Das ist es, was beim [Poeta doctus](#) Wilhelm Raabe immer wieder die Oberhand gewinnt und durchschlägt, wenn er in die Weltliteratur und Weltgeschichte ausgreift und sie mit Zitaten in sein erzählerisches Geflecht einarbeitet. Dieses manchmal archaisch und antiquiert wirkende Konzept behält er auch der bürgerlichen Ständegesellschaft gegenüber bei, wenn er demonstriert, welche Späne sie fliegen lässt, wenn sie kolonialisierend und kolonialistisch auf Expansion aus ist und die ganze Welt in „*weißer Vorherrschaft*“ als

ihr eigenes Theater für sich zu vereinnahmen und zu vereinheitlichen sucht, so dass für den Erzähler noch im Strumpf, den Minchen für Ludchen strickt, der Elefantenfuß aus Deutsch-Ostafrika assoziiert werden kann.

Raabe versucht immer wieder zu vermitteln, dass das *Wirkliche Weltwirklichkeitstheater* mehr ist als eine besitz- und bildungsständische Veranstaltung. Der Parkwächter vermittelt es dem Obermedizinalrat: „*Das ist jetzt so bei uns hier mit die Vogels wie mit die Butternvögels, das Raupenzeug, die Käfers und was sonst so, vorzüglich im Frühjahr und um die Blüte, hier in meine Herrschaft in die Büsche und Blumerei nach des Herrgotts Willen sich zusammentun, aus dem Ei und Kokon kommen, krauchen, fressen und rumflurren und sonst sein Wesen und Unwesen haben sollte. Sie können so manches nicht mehr vertragen, was der heutige Mensche doch immer mehr zu seinem täglichen und nächtlichen Wohlsein nötig hat.*“

Im romanhaften Weltwirklichkeitstheater bleibt für Raabe alles mit allem gewissermaßen *pantheistisch* – aber ohne Gott –, also anders verbunden, als es in der anthropozentrischen Eigenschaft der bürgerlichen Gesellschaft der Fall ist und dabei im gesamten Weltzusammenhang in eine unheilvolle Richtung driftet. Raabes unausgesprochene Frage, die er immer wieder zu beantworten sucht, ist, wie eine Zuwendung möglich ist, die die egoistische Vereinzelung überwindet und empathisch weltoffener macht, damit alles in seinem Eigenwert erscheine.

Der Geheime Obermedizinalrat Professor Dr. med. Friedrich Feyerabend hat erst im Alter in Altershausen dieses Bewusstsein in sich wiedererwecken können. Oder – passivisch ausgedrückt –: Es ist in ihm wiedererweckt worden, weil er es in der Unruhephase nach seinem 70. Geburtstag wieder in sich spürte, aber ihm auf die Sprünge helfen musste. Er hat das Passiv, dessen hintergründige Kräfte ihn zu ihrem betitelten Werkzeug gemacht haben, ins Handeln verwandelt, als er aktiv und empathisch seinen Altersgenossen in Altershausen zuhört. Es ist wie die Wiederentdeckung der *Wirklichen Welt*. Seine berufliche „*Nussknackerrolle*“ nach „*Nürnberger Fabrikmaß*“ hatte sie ihm verstellt.

Da es aber über das *Nürnberger Fabrikmaß* hinaus keine wirklich anders ausgefüllte Rolle als die des ausgemusterten Alten für ihn geben wird und das Zuhören und das Erzählen Minchens sich bald erschöpft haben werden, verflüchtigt sich das Ende in die fragmentierten Gedankenstriche, in denen sich nicht mehr die Lebensfülle, sondern deren Ende andeutet.

Anders war der Roman nicht mehr zu vollenden, obwohl der Schriftsteller Raabe dafür noch genügend Zeit gehabt hätte. Ich sehe darin kein künstlerisches Versagen, sondern das Eingeständnis der Ratlosigkeit, über das hinaus *homo sapiens* bisher noch keinen anderen Weg als den in Feyerabends Resignation mündenden Schluss, „*daß er mit seiner Person, trotz aller vom Staat und von Privaten anerkannten Verdienste, das Gedränge drauf*“ – auf der Erde – „*noch länger vermehre*“. Wie es Oberregierungsrat Dr. jur. Karl Krumhardt in seinem Freund Velten Andres sich vollziehen sieht – „*Exit-homo-sapiens, Ab-geht-der-Narr*“ –, trifft es nun auch in „Altershausen“ einen von der bürgerlichen Gesellschaft „*Betitelten*“, nämlich Feyerabend, der freilich als pensionierter Witwer freier und verpflichtungsloser ist als Krumhardt.

Wenn Raabe seinen ernüchterten Obermedizinalrat Friedrich Feyerabend bis in seine Sterbestunde begleitet hätte, wäre es wohl auf eine Variante der Einsicht von Velten Andres hinausgelaufen, die sich schließlich in Raabes Sterben in eigentumsloser Ernüchterung und Weltmüdigkeit in der Frage an sich selbst äußerte: „*Ist er denn noch nicht tot?*“

4.2 ROMAIN GARY (ÉMILE AJAR), L'ANGOISSE DU ROI SALOMON (1979) / KÖNIG SALOMONS ÄNGSTE (1980)

4.2.1 VORSTELLUNGEN VOM ALTERN

In dem von Raabe in „Altershausen“ in Gestalt Friedrich Feyerabends auf sein und das Leben der Individuen in der bürgerlichen Gesellschaft gerichteten Blick bleibt nicht viel Lebendiges außer Geschäftigkeit übrig. Es wird in Feyerabends üppig betitelter Rolle vorgeführt, in der er die medizinischen Nüsse knackt, damit die Schwierigkeiten, wenn das Lebenskarussell ins Stocken gerät, schnell behoben sind und sich mit allen vom Parkwächter beobachteten Folgen weiterdrehen kann. Im Alter tritt hinter diesem in Dauerbewegung gehaltenen Karussell auf einmal das in Erscheinung, was Feyerabend in Altershausen erlebt und das ihn sich offenbar wie den Knaben wahrnehmen lässt, den Ernst Barlach in zwei Kohlezeichnungen auf der Flucht vor den Zwängen der Gesellschaft mit in Freiheit emporgeworfenen Armen in der freien Natur auf einem Feldweg zeigt.³⁶



Aber nach seinen 70 Lebensjahren muss es ihm wie ein Versäumnis erscheinen, nämlich das *richtige* Leben verpasst zu haben. Es wird nur in Minchens Erzählung und seinem teilnehmenden Zuhören wiedererweckt. In dieses *richtige* Leben reichen indessen auch die Versehrungen hinein: Minchens enttäuschte Jugendliebe, Ludwig Bocks – Ludchens – lebenslange Behinderung. Aber sie sind Teil ihres füreinander tätigen Lebens geworden, in dem es keine entfremdenden Rollen-erstarrungen gibt, sondern ein Einverständnis bis ins hohe Alter. Lebensrolle und beteiligtes Selbst befinden sich im Einklang. Der selbstaufgelegte Zwang der Alltagsbewältigung zur Befriedigung der Notdurft des Lebens erinnert nicht einmal aus der Ferne an das, was hier immer wieder als „kolonialisierte Lebenswelt“ thematisiert wird und von der der Wirkliche Geheime Obermedizinalrat und Professor Dr. med. Feyerabend ein mit Ehren überhäuftes Rädchen war.

50 Jahre später nach zwei Weltkriegen erscheint 1949 Romain Garys „Le grand vestiaire“ / „Kleider ohne Leute“. Der 14-jährige Luc Martin ist als Ich-Erzähler die Hauptfigur, ein im Krieg verwaister Junge, der mit anderen Waisen als Mündel des französischen Staates in Paris an den Junggesellen Gustave Vanderputte vermittelt wird. Alles und alle sind in der französischen Nachkriegszeit versehrt. Von „Befreiung“ ist wenig zu spüren. Das Leben ist hart. Die verwaisten Jugendlichen werden zum Schwarzhandel angehalten und decken den Lebensunterhalt ihres auf seine ordentlichen

³⁶ Siehe [Auf der Suche nach dem richtigen Leben im falschen](#), S. 6-14.

Kleider bedachten Ziehvaters, der in der anonymen Großstadtgesellschaft der „Ollen“ nicht auffallen will. Für den Ich-Erzähler stellt es sich so dar:

„Was ich tat, begriff ich größtenteils überhaupt nicht, sondern lebte dahin wie ein mechanisches Spielzeug, das erwachsene Hände ein für allemal in Gang gesetzt hatten und nur gelegentlich wieder aufzuziehen brauchten.“³⁷

Garys schriftstellerischer Impetus, der sein Gesamtwerk durchtränkt, unterscheidet sich nicht sehr von dem Raabes: Es geht darum, dem Zugriff der kolonialisierenden Lebenswelten zu entgehen und ihre Rollen zu verweigern, abzustreifen und über sie hinauszugelangen. Für Gary gehören sie alle zur mit großem H/G geschriebenen *Histoire/Geschichte*, die alles Menschliche, das in ihren Strudel gerät, besudelt, weshalb es gilt, sich ihr zu verweigern.³⁸ Gary geht es ausdrücklicher als Raabe etwa in dessen „Im alten Eisen“ darum, wenigstens in der Literatur auszuprobieren, wie den *falschen* Wegen und Versuchungen Schnippchen geschlagen werden können.

Auch ein Teil seiner späteren Romane widmet sich diesen literarischen Versuchen, indem sie das Altern in den Blick nehmen und ausloten, wie Altwerdende vermeiden können, *mechanische Spielzeuge* zu werden, die von den Handlangern der *kolonialisierten Lebenswelt* aufgezogen werden: „[Au-delà de cette limite votre ticket n'est plus valable](#)“ (1975); ebenfalls 1975, aber unter dem Pseudonym Émile Ajar: „[La Vie devant soi](#)“ („[Du hast das Leben noch vor dir](#)“)³⁹ und ebenfalls als Émile Ajar 1979 „[L'Angoisse du roi Salomon](#)“.



Bucheinband zur Biographie „Romain Gary, le caméléon“, von Myriam Anissimov (Gallimard)

Myriam Anissimov lernte Romain Gary 1977 kennen und veröffentlichte 2004 ihre Biographie über den Autor. Sie überliefert, dass Gary seinen Suizid lange geplant haben musste. Sie sah bei einem ihrer Gespräche mit ihm einen Revolver auf einem blauen Buche in seinem Wohnzimmer liegen, den er dort aus Unachtsamkeit liegen gelassen hatte. Als sie von seinem Tod hörte, war sie nicht überrascht: „*Er hat sich nicht im eigentlichen Sinne getötet. Im Inneren war er schon tot. (...) Es geschah nicht aus Verzweiflung, weil seine Geliebte ihn verlassen hatte. Es war die Bestandsaufnahme seines ganzen Lebens, in dem er nie Ruhe gefunden hatte.*“

37 Siehe dazu [Kindheit und Jugend in Randzonen der kolonialisierten Lebenswelt](#), S. 51-71.

38 Jean-Pierre Martin, *L'actualité de Gary*, S. 27-29, in: *littératures*, 56 / 2007, *Romain Gary: L'ombre de l'histoire*, Toulouse, S. 27-36.

39 2017 im Rotpunktverlag in Zürich als Neuübersetzung mit dem Titel „Du hast das Leben vor dir“ erschienen.

Was er zu sagen hatte, hatte er ausgedrückt, wie er in seinem Abschiedsbrief schrieb. Seine Schriftstellerei hatte ihm immer dazu gedient, wie er oft genug betonte, in neuen Rollen Lebensmöglichkeiten auszuprobieren, die ihm im Leben, gebunden an seine bekannte Identität, versagt waren. So kundschaftete er auch in der Fiktion das beginnende Alter um die 60 Jahre herum aus, wie er es um Jacques Renier in „Au-delà de cette limite votre ticket n'est plus valable“ – „Jenseits dieser Tarifgrenze verfällt Ihre Fahrkarte“, wie es in den Hinweisen der Pariser Verkehrsgesellschaft RATP heißt – ausbreitet, der um seine Männlichkeit fürchtet, als er sich in die junge Brasilianerin Laura verliebt, während parallel sein Wirtschaftsunternehmen in die Krise gerät. Nach reiflichen geschäftlichen Rückzugsüberlegungen, ausführlichen Exkursionen in die Sprechstunden urologischer und sexologischer Altersspezialisten und Auseinandersetzungen mit der in den USA beobachteten Sexbesessenheit lässt er sich in einem Café im *Quartier Latin* in der Gegenwart von Laura vom Kellner einen Cognac servieren und etwas zum Schreiben bringen. Er will nämlich einen Abschiedsbrief an sich selbst aufsetzen, in einen Umschlag stecken, mit einer Briefmarke versehen und an seine Adresse schicken. Denn nichts hält er für aufbauender:

„Jacques Rainier, Sie haben mich zutiefst enttäuscht. Ich entdecke in Ihnen einen Geizkragen, der an Bilanzen hängt, an Vorsorge, Rechnungslegung und Gewinnmargen. Der Abenteurer, den ich in meiner Jugend kannte, ist ein Spießler geworden, der Angst hat zu verlieren. Sie verstehen nicht mehr in der Gegenwart zu leben, und Ihre Dauerbeschäftigung ist, sich über das zu sorgen, was kommen kann. Wenn Ihre sexuelle Potenz zur Neige geht, verhalten Sie sich wie ein Unternehmenschef, der Angst davor hat, seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen zu können, und sich aus dem Geschäft zurückziehen möchte. Es bleiben Ihnen dann noch einige Monate, vielleicht ein, zwei Jahre, und mit ein wenig Glück werden Sie draufgehen, bevor Sie ein Infarkt erwischt. Aber es geht darum, Horizonte und Perspektiven, Dutzende Hektar von Zukunft zu haben. Und Sie, der Sie einst jeden Tag Ihr Leben aufs Spiel setzten, haben dort, wo das Herz sitzt, eine Vorsorgekasse. Deshalb habe ich beschlossen, mit Ihnen zu brechen. Ich möchte Ihre Gedanken und kleinen Eitelkeiten nicht mehr teilen, Ihre armselige Sorge um Ihr Selbstwertgefühl und Ihre Art, in der Sie lieber verzichten als verlieren wollen. Ich trenne mich von Ihnen, von Ihrer Verfassung eines Mannes, der sich an den Goldstandard krallt, und ich werde Laura lieben, wie und soviel ich kann, und wie jeder Mensch, der an sein Ende kommt, mich in die Niederlage fügen. Ich werde Laura nicht um irgendeiner Würde willen verlassen, denn ein solcher Gedanke zeigt schon einen Mangel an Liebe. Adieu.“⁴⁰

Angesichts der von Angst besetzten Vorstellung vom Niedergang und Verlust männlicher Potenz ist das aber ein zu schwacher Vorsatz.⁴¹ Jacques Rainier setzt, ohne dass er Laura aufgeben oder verlassen will, etwas in Bewegung, was nur mehr mit ihm zu tun hat. Er möchte einen Profikiller anheuern, den er zur Inszenierung seines für unvermeidlich gehaltenen Suizids braucht. Er hat dabei jedoch völlig unterschätzt, welche Kraft im Weiblichen steckt, die ihn schließlich vor sich selbst rettet.⁴² Aber – so der letzte Satz –: *„Ich habe nie so klar in mich selbst geblickt wie in diesem Augenblick. Dort sehe ich nichts mehr.“*

Als Émile Ajar hat Gary das Altern in der Gestalt der Madame Rosa in „Du hast das Leben vor dir“ geschildert und dafür ein zweites Mal den „Prix Goncourt“ zugesprochen bekommen, was sich als

40 Romain Gary, *Au-delà de cette limite votre ticket n'est plus valable*, Gallimard, Folio, Paris 2012, S. 121 f.

41 Am 13. 3. 2018 veröffentliche George Monbiot in „The Guardian“ einen ausführlichen Text zu seinem Prostatakrebs, der bei ihm als 53-Jährigem behandelt werden muss: *„I have prostate cancer. But I am happy“*. Er ist damit in die Öffentlichkeit gegangen, weil unzählige Männer sich mit diesem Befund herumschlagen müssen, aber sich vom Tabu vor der drohenden Impotenz auf sich selbst verwiesen sehen und in Verzweiflung versinken: <https://www.theguardian.com/commentisfree/2018/mar/13/prostate-cancer-happy-diagnosis-operation>.

42 In seiner 1970 auf Englisch geschriebenen, aber erst posthum veröffentlichten Erzählung *„The Jaded I“* hat Gary das Thema des beim Profikiller bestellten (Selbst-)mords vor amerikanischem Hintergrund als Ich-Erzähler schon einmal ausprobiert (vgl. *„Außer Atem“* in Romain Gary, *Das Gewitter. Erzählungen*, Fischer, Frankfurt a. M. 2011, S. 9-41).

problematisch herausstellte, weil dieser Literaturpreis nur einmal an einen Schriftsteller verliehen wird. Der im gleichen Jahr wie „Au-delà de cette limite...“ erschienene Roman entwirft ein Szenarium um elternlose Kinder, die eine Familie brauchen. Das hat Gary bereits in „Kleider ohne Leute“ zum Thema gemacht und steht in einer Tradition, in die Raabe mit „Im alten Eisen“ auch gehört. Wieder geht es darum, die staatlichen Fürsorgeeinrichtungen zu unterlaufen, indem nach mitmenschlichem Potential gefahndet wird, das Kindern eine liebevolle Vertrauensbasis für den Start ins Leben vermitteln kann.

In diesem Roman geht es nicht mehr um Versagensängste, die in männlichem Psychohaushalt mit dem Älterwerden entstehen, sondern um die Geschichte des Araberjungen Momo im Stadtviertel Belleville (Paris), der mit einem anderen Jungen, Moses, von einer alt gewordenen jüdischen Ex-Prostituierten und Auschwitzüberlebenden erzogen und ihr Lieblingskind wird. Sie verbirgt ihm sein wahres Alter – 14 Jahre –, sagt ihm, er sei zehn, denn sie möchte, dass er lange bei ihr bleibt.

Als Madame Rosa mit ihrem schweren Körper hinfällig wird und immer öfter von Demenz bedingte Ausfälle hat, möchte sie ihr Arzt ins Krankenhaus einweisen, aber Momo möchte das verhindern:

Scheiße, dachte ich, aber vor dem Doktor hab ich nichts gesagt. Ich hab einen Moment gezögert und dann gefragt:

»Sagen Sie, Doktor, können Sie sie nicht wegmachen? So unter Juden?«

Er war völlig verdutzt.

»Wie, wegmachen? Was redest du da?«

»Naja, halt wegmachen. Damit sie nicht leiden muss.«

In dem Moment war der Doktor so ergriffen, dass er sich glatt hinsetzen musste. Er hat den Kopf in seine Hände genommen und mehrmals geseufzt, den Blick zum Himmel, wie üblich.

»Nein, Momo, das geht nicht. Sterbehilfe ist strengstens verboten vom Gesetz. Wir sind hier in einem zivilisierten Land. Du hast keine Ahnung, wovon du redest.«

»Doch, hab ich. Ich bin Algerier, ich weiß, wovon ich rede. Die haben da unten das heilige Selbstbestimmungsrecht der Völker.«

Doktor Katz hat mich angeschaut, als hätte ich ihm Angst eingejagt. Er sagte nichts, aber sein Mund stand offen. Manchmal hab ich es einfach satt, so sehr kapierens die Leute nicht.

»Na, oder gibts das etwa nicht? Das heilige Selbstbestimmungsrecht der Völker?«

»Doch, natürlich gibts das«, sagte der Doktor und er ist sogar aufgestanden von der Stufe, auf der er saß, denn er wollte ihm Respekt erweisen.

»Natürlich gibt es das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Das ist eine wunderbare Sache. Aber ich sehe nicht, was das hier mit uns zu tun hat.«

»Was das mit uns zu tun hat? Na, wenn es das gibt, dann hat Madame Rosa das Selbstbestimmungsrecht der Völker auch für sich selbst, so wie alle Welt. Und wenn sie sich wegmachen lassen will, dann ist das ihr Recht. Und Sie müssten ihr das machen, weil es eben ein jüdischer Arzt sein muss, damit wir keinen Antisemitismus haben. Die Juden dürften sich nicht gegenseitig leiden lassen. Das ist zum Kotzen.«

Doktor Katz atmete immer schwerer und hatte sogar ein paar Schweißperlen auf der Stirn, so gut hab ich geredet. Das erste Mal, dass ich wirklich vier Jahre älter war.

»Du weißt nicht, wovon du redest, mein Kleiner. Du hast wirklich keine Ahnung, wovon du redest.«

Mit einer geschickten Ausrede gelingt es Momo – Madame Rosa soll nach Israel zu ihrer Familie transportiert werden –, den alten Doktor Katz abzulenken, so dass er selbst Madame Rosa, den ihm liebsten Menschen, in ihrem Versteck im Keller, in ihrem „Judenloch“, bis in den Tod mit allem umsorgen und begleiten kann. Manchmal gehen ihm hilfsbereite Mitbewohner aus dem 6-stöckigen Haus zur Hand...

Am Dienstag, 5. Juni 2018 zeigt 3sat um 22.25 Uhr folgende Sendung an:

Glücklich altern

Die genetische Ausstattung des Menschen taugt theoretisch für 120 Jahre und in den Industriestaaten werden die Menschen tatsächlich kontinuierlich älter. Die Statistik belegt den Trend. Stefan Wolner und Kurt Langbein wollten wissen, wie Senioren von heute ihren Alltag verbringen und haben vielfältige Antworten gefunden: Sie ziehen in Wohnprojekte oder engagieren sich in Bürgerinitiativen und Vereinen; sie reisen, sporteln, musizieren. Manche holen gar ein Studium nach oder arbeiten noch in Teilzeit – frei nach dem Motto „70 ist das neue 60“.

Aber seit die Menschen in den Industriestaaten langsam tatsächlich älter werden, ist oft von „Last der Alten“ und „Notstand“ die Rede. Liegt der Anteil der über 60-Jährigen in Österreich und Deutschland derzeit bei knapp 20 Prozent, so wird 2030 bereits jeder Dritte 60 Jahre und älter sein. Mitte des Jahrhunderts werden 40 Prozent der Bevölkerung über 60 sein.

Aber: Die Senioren sind heute viel aktiver, bleiben wesentlich länger gesund und widmen die Zeit nach der Pensionierung nicht selten einem neuen, aktiven Lebensabschnitt. Es entsteht eine neue, aktive und oft auch sozial engagierte Schicht von Menschen, die ihre Erfahrung und auch die relative ökonomische Sicherheit für vielschichtige neue Projekte und Lebensformen nützen. Und die finanzkräftige Schicht der Aktiv-Senioren ist längst auch von der Wirtschaft als neue Zielgruppe identifiziert worden.

„Glücklich altern“ macht sich auf die Reise zu Beispielen in Österreich und Deutschland, aber auch nach Skandinavien, wo der „Mehrwert Alter“ bereits heute gelebt wird. In Norwegen etwa gehen die Menschen im Schnitt sieben Jahre später in Pension als bei uns, und sie bleiben auch gut sieben Jahre länger gesund. Petter Iversen etwa arbeitet als Ingenieur bis zum Pensionsalter von 70 und denkt auch danach nicht ans Aufhören. Freilich haben sich auch die Arbeitsbedingungen geändert: Zwei Stunden pro Woche können Mitarbeiter über 60 Jahren bei Siemens Norwegen während der Arbeitszeit Sport betreiben. Dazu gibt es ein Gehaltsplus und zusätzliche Urlaubswochen.

Aber auch bei uns gibt es immer mehr Initiativen und Projekte, in denen Senioren – oft nach ihrer Pensionierung – ihre Erfahrung einbringen und neue Verwirklichung finden können. Annegret Klusmeier hat sich nach der Pensionierung entschieden, im Allmende-Wohnprojekt im norddeutschen Wulfsdorf neu durchzustarten: „Wir haben hier die Idee vom Dorf neu erfunden: nachbarschaftlich und individuell leben, Wohnen und Arbeiten miteinander verbinden, sich ökologisch und sozial engagieren – all das wird bei uns groß geschrieben.“ Und auch in Österreich gibt es erste Projekte für gemeinschaftliches Leben von alten Menschen und jungen Familien.

„Heute ist man etwa gesundheitsmäßig gut zehn Jahre jünger als in der Generation vorher, sodass wir eigentlich auf dem Wege sind, eine Gesellschaft zu bauen, die es möglich macht, länger aktiv dabei zu bleiben“, fasst Altersforscherin Ursula Staudinger den Trend zusammen.⁴³

Das ist offenbar eine Gegenbotschaft zu dem, was Raabe dem Parkwächter in „Altershausen“ in den Mund legt und was Feyerabend den Eindruck vermittelt, „als ob die Erdoberfläche von »Uns«, d.h. seinesgleichen, reichlich, überreichlich gefüllt und es durchaus nicht notwendig sei, daß er mit seiner Person, trotz aller vom Staat und von Privaten anerkannten Verdienste, das Gedränge drauf noch länger vermehre“. Es scheint auch nichts mit den Ängsten zu tun zu haben, um die Jacques Rainiers Gedanken kreisen und schon gar nichts mit dem, was einem gegenwärtig angesichts eines als Menetekel an die Wand geschriebenen Endes noch mit „heiterer Hoffnungslosigkeit“ zu tun anzuraten wäre.

43 <https://www.3sat.de/page/?source=/dokumentationen/194383/index.html>.

Seit annähernd 10 Jahren bemüht man sich in Bayern mit „Mehrwert“-Vertretern und Seniorenbegleitern um die Mobilisierung von Ruheständlern, bevor sie hinfällig werden.

Mehrwert im Alter, 10. 5. 2009⁴⁴

Garmisch-Partenkirchen – Mit einem Senioren-Projekt startet die Bürgerstiftung „Mehrwert“ im Landkreis ihre neuesten Aktivitäten. Ziel ist es, Erfahrungen zu teilen und somit Lebensqualität zu gewinnen.

„Einsamkeit ist ein Gefängnis, dessen Tür sich von innen öffnen lässt“, motiviert Zundel die Vertreter der Bürgerstiftung, die wissen, dass gerade dieses Problem in der Marktgemeinde vorherrscht. „Gehen Sie hinaus, suchen Sie sich Menschen, mit denen Sie gemeinsam etwas tun können.“ Genau das haben die hiesigen Mehrwert-Vertreter auch vor: „Wir stellen einen Sozialpädagogen auf Acht-Stunden-Basis ein, der ein Netzwerk aufbauen soll“, erklärt Huhn. Ein erster Schritt sei es, Ehrenamtliche zu Senioren-Begleitern zu schulen, die dann im direkten Kontakt mit den älteren Menschen feststellen, wo's hakt und was diese auch an Kompetenzen sowie Erfahrungen wieder einbringen können.

Auch Zundel wartet mit konkreten Vorschlägen auf, ein Computer-Kurs etwa, bei dem Schüler die Senioren unterrichteten, habe in Berlin sehr gut funktioniert: „Am Ende konnten 20 Ältere zwischen 55 und 83 Jahren – wenn auch häufig mit einem Finger – Briefe und E-Mails schreiben sowie das Internet für ihre Bedürfnisse nutzen.“ Bei einem ähnlichen Konstrukt seien die Jugendlichen im Gegenzug zur PC-Schulung bekocht worden.

„Auch Tauschbörsen sollte man ins Auge fassen“, findet die 78-Jährige. So könne man etwa Kinder hüten, Kuchen backen, Rasen mähen oder ähnliche Leistungen anbieten. Entscheidend sei: „Es wird davon ausgegangen, dass für jeden Menschen eine Stunde gleich wertvoll ist.“ Auch ein Bürgerhaus als Treffpunkt für Jung und Alt habe sich andernorts sehr bewährt, unterstreicht Zundel. „So etwas nimmt Schwellenangst bei Menschen, die nicht gern auf Ämter gehen. Dort könnte eine Freiwilligen-Börse eingerichtet werden, die Engagement-Bedürfnisse in der Region sammelt und geeignete Bewerber vermittelt.“

Ideen, die bei Huhn auf offene Ohren stoßen. Neben dem Netzwerk, das aufgebaut wird, plane man nun weitere Aktionen, um das Projekt „Mehrwert im Alter“ voranzutreiben. Sehr positiv beurteilt Zundel dieses Vorhaben. „Wir Alten sind nicht überflüssig, wir kämpfen gegen Begriffe wie Alterslast, Überalterung sowie ganz allgemein das negative Altersbild, das immer noch in unserer Gesellschaft vorherrschend ist“, sagt die Psychologin. Durch Aktionen wie die der Bürgerstiftung „Mehrwert“ im Landkreis werde klar: „Die sind ja noch zu was nutze, die Gruftis.“

Mit psychologischer Expertenhilfe melden sich die Alten als „Wir“-Gruppe zu Wort, auf dass sie mit ihrem „Mehrwert“ anerkannt und integriert werden. Ab wann dann mit der Spanne zu rechnen ist, die noch bis zur Ausschöpfung von genetisch möglichen 120 Lebensjahren generationell auszufüllen wäre, ohne dass mehr „Mehrwert“ zur Kalkulation ansteht, sondern nur noch die Kosten veranschlagt werden müssen, die für Altersmedizin und Pflege anfallen, ist ein auf die länger gewordene Bank verschobenes Problem.

Das heißt, dass sich im Grunde nichts ändert, außer dass die Kolonialisierung der zu vernetzenden Altenwelt mit entsprechendem Fachkräfterpersonal und dem sich damit entfaltenden Arbeitsmarkt vorangetrieben wird, unter kräftiger Mithilfe vieler aktiver Alter, die im Sinne des marktgängigen „Mehrerts“ sich selbst kolonialisieren.

Muss sich der vor der „wandelnden Glocke“ davonlaufende Knabe Goethes oder Barlachs nach seiner wahrscheinlichen Außenseiterkarriere schließlich auf eine Ankunft in dieser Welt einstellen,

⁴⁴ <https://www.merkur.de/lokales/garmisch-partenkirchen/landkreis/mehrwert-alter-292103.html>.

einer Welt, um die [Alexander Gerst](#) auch 2018 wieder in der ISS kreist und mit staunender Trauer auf den Globus sieht, auf dem sich die Menschheit mit ihrem Raubbau den Ast absägt, auf dem sie noch sitzt?⁴⁵

4.2.2 MONSIEUR SALOMON RUBINSTEINS GELUNGENES ALTERN

Im Unterschied zu Jacques Rainier stellt Gary in Madame Rosa eine in den gesellschaftlichen Randbereichen staatenlos und ohne Papiere lebende Frau mit einem europäischen Migrantenschicksal vor, die sich von nichts unterkriegen lässt und sich im Alter den schwächsten Gliedern menschlicher Gemeinschaft, den elternlosen Kindern, mit ihrem ganzen Leben zuwendet und ihnen ein Zuhause bietet. Momo spricht mit ihr Jiddisch, Arabisch und Französisch und richtet ihr ein Sterben ein, das sie sich wünscht, indem die medizinisch-klinische Versorgung umgangen wird und ihr das vertraute Umfeld erhalten bleibt. Jacques Rainier kämpft im Unterschied zu ihr gewissermaßen mit einem „Luxus-“problem, weil er sich nicht aufs ihm bestimmte Altern und den Niedergang seiner männlichen Potenz einzulassen versteht und darüber sein ganzes Leben in Frage stellt und seiner Geliebten auf die Nerven geht.

Mit Salomon Rubinstein hat Gary eine Figur geschaffen, die von Weitem der Gestalt des Baron ähnelt,⁴⁶ den er immer wieder in seinen verschiedenen Romanen auftreten und seine stereotype Rolle stummer Abgeklärtheit über das Gehabe der Menschen spielen lässt. Allerdings steht Salomon Rubinstein im Unterschied zu ihm in voller Aktivität immer noch im vollen Leben, und der edlen Qualität seiner aus englischem Tuch geschneiderten Anzüge nach ist der Tod eine Möglichkeit, mit der er noch lange nicht rechnet. Es quälen ihn auch keine Sorgen um seine Potenz, obwohl er allein lebt und sich eher um andere als um sich selbst sorgt:

„So stand er da mit seinen vierundachtzig Jahren, schon manikürt, den Hut auf dem Kopf, auf den Sitz der Kleidung und seine gerade Haltung bedacht (...) Er hatte sehr dunkle und lebhaft Augen, die vom grauen Star noch verschont waren. Wenn man seine Augen im Licht sah, leuchteten sie vor unbezähmbarer Fröhlichkeit. Seine Züge verrieten nichts Ethnisches. Sein Haar war voll, sehr weiß und nach hinten gekämmt. Manchmal trug er einen kurzen Bart, den er täglich vom Friseur stutzen ließ. Dann ließ er ihn sich wieder abnehmen, was ihn jünger aussehen ließ“ (Anfang Kap. 14).

Der Inhalt des Romans

Rubinstein war Geschäftsmann und wurde der König der Konfektionskleidung genannt. Er stammt aus Osteuropa. Sein Vater, Schneider in langer Familientradition, lebte mit Frau und Kind zunächst in Russland, dann in Polen. Seine Eltern wollten ihn als „Wunderkind“ zu einem Klaviervirtuosen ausbilden lassen, mussten aber die Ausbildung nach langen Jahren wegen zu wenig Talents ihres Sohnes aufgeben. Er kam bei einem Tuchhändler in die Lehre. Als seine Eltern starben, ging er nach Paris, wo er zunächst zum „König der Hose“ wurde, bis er es mit einer europäischen Geschäftskette zum „König der Konfektionskleidung“ brachte. Salomon bleibt ohne Familie und hat die letzten 35 Jahre allein gelebt. Alle seine Verwandten waren schon tot, bevor sie in Hitlers Machtbereich hätten gekommen sein können. Während der deutschen Besatzungszeit in Frankreich konnte er sich vier Jahre lang in einem Keller in Paris verstecken.

Im Alter bekämpft er seine Angst vor dem Tod. Er verweigert sich ihm. Er gründet eine Gruppe von Freiwilligen, die sich in seiner Wohnung einfinden und rund um die Uhr für alle allein lebenden und verzweifelten alten Leute unter der Überschrift „S.O.S. Bénévoles“ zum Helfen als Gesprächs-

45 Siehe <https://www.kuenzelsau.de/de/leben---verwalten/Presse/Nachricht?view=publish&item=article&id=1312>.

46 Siehe vor allem den Roman „Les mangeurs d'étoiles“ (1966): [Eine amerikanische Komödie mit Artisten und Diktator](#), S. 16 ff.

partner am Telefon einrichten. Sie besuchen auch Alte und überbringen ihnen kleine Aufmerksamkeiten, um sie spüren zu lassen, dass sie nicht allein und vergessen sind.

Zu diesen Freiwilligen ist der Ich-Erzähler gestoßen, der 25-jährige Jean aus der Provinz, Taxifahrer und engagierter Bastler in allen Handwerksbereichen. Mit drei anderen – Chuck, Tong und Yoko – betreibt er ein Fahrgeschäft. Salomon lernt ihn während einer Taxifahrt kennen. Er meint durch Jeans Gesichtszüge an irgendjemanden erinnert zu werden, so dass Jean schnell zu einem engen Mitarbeiter, zum Chauffeur und besten Vertrauten wird. Durch Jeans Augen und die Gespräche mit seinen Freunden lernt der Leser Salomon zu sehen und zu beurteilen.

Jean wird neugierig auf alles, was Salomon – für alle Monsieur Salomon – umtreibt. Er wundert sich über dessen Postkartensammlung und die Aufmerksamkeit, die Salomon den vor Jahrzehnten geschriebenen Karten schenkt. Liest er etwa, wie sich ein Paar an irgendeiner Stelle zu einem Rendez-vous verabredet hat, nimmt er das verabredete Erkennungszeichen und begibt sich mit Hilfe des Stadtplans an den ehemaligen Treffpunkt. So versucht er dem Leben derer nachzuspüren, die längst vergessen sind, und sich in das hineinzusetzen, was sie einst umgetrieben hat. Denn er mag das allgemeine Vergessen nicht, gerade der Menschen, die nie irgendeine Aufmerksamkeit gefunden haben und auch niemanden mehr haben, der sich an sie erinnert.

Jean dient aber ohne sein Wissen Salomon auch dazu, die Verbindung zu der Frau wiederherzustellen, in die er einst sehr verliebt war und die ihm das Versteck besorgt hatte, in dem er sich vor dem Abtransport in die Vernichtungslager verbergen konnte. Es ist Cora Lamenaire, eine in den 1930er Jahren sehr bekannte, aber inzwischen in der Versenkung verschwundene und allein lebende Chansonsängerin. Salomon schickt Jean mit einem Geschenk zu ihr, macht Jean aber zur Auflage, dass er Cora nicht sagt, wer ihn schickt. Mit der Zeit bekommt Jean heraus, was es mit der Geschichte zwischen den beiden auf sich hat. Während nämlich Salomon in seinem Keller hockte, verkehrte Cora mit einem Franzosen, der für die Deutschen arbeitete. Diesem ähnelt Jean sowohl in Salomons wie in Coras Erinnerung. Cora hat ihn geliebt, hielt aber vor ihm geheim, dass sie für Salomon ein Versteck besorgt hat. Sie hat ihm das Leben gerettet. Aber Salomon trägt ihr nach, dass sie ihn in seinem Kellerloch allein gelassen, nie besucht und mit dem Kollaborateur verraten hat.

So verwendet Jean, der Cora zu verehren gelernt hat und die in ihm jemanden sieht, der wegen seines groben Gesichts und seines proletarisch wirkenden Auftretens das Zeug hätte, im Chanson- und Showgeschäft eine starke Rolle zu finden oder gar Filmstar zu werden, viel seiner Zeit darauf, diese Frau kennenzulernen. Für sie hat er ein „*vrai physique, le magnétisme animal*“. Cora ist 65, hat sich gut gehalten, pflegt sich sehr und sieht sich immer noch der Welt der Bühne verpflichtet. Zwischen ihr und Jean entwickelt sich ein solches Vertrauensverhältnis und so viel Zuneigung, dass Jean schließlich sogar mit ihr schläft. Vor seiner Lebensgefährtin Aline, ein Jahr älter als er und Buchhändlerin, die ihn, den Autodidakten, mit Lesestoff versorgt, möchte er nicht verbergen, was sich da für ihn für ein Verpflichtungsverhältnis ergeben hat, ja dass er mit einer älteren, ja einer alten Frau schläft. Aline hält ihn nicht zurück, verlässt ihn aber auch nicht. Ende des 34. Kapitels sagt sie zu Jean, als der gerade wieder zu Cora fahren will: „*Bis heute Abend, vielleicht. Wenn du nie wieder zurückkommst, werde ich Verständnis haben. Wir sind vier Milliarden, glaube ich, ich habe also Konkurrenz. Aber ich möchte, dass du zurückkommst. Auf Wiedersehen.*“ Denn Jean hat ihr auch verständlich machen können, was ihn an Cora bindet. Er folgt nämlich seiner ausgeprägten Neigung, sich um alles kümmern zu müssen, was er bedroht sieht und seinen Beschützerinstinkt weckt. Indem er mit ihr schläft, folgt er, wie er sich sagt und wovon er Aline überzeugen kann, einer allgemeineren Liebe, die aber auch mehr ist als Mitleid. Er selbst sagt es so: „*Ich konnte ihr auch sagen, Mademoiselle Cora, ich liebe Sie auch wie alle bedrohten Arten, aber das war zu hoch für sie. Wenn sie gespürt hätte, dass da Seemöven und Seehundbabies mitspielten, wäre sie nicht glücklich gewesen. Das beste, was ich tun konnte, war, ihr Erinnerungen ins Gedächtnis zurückzurufen*“ (zweite Hälfte Kap. 30). Als Cora versucht, sich das Leben zu nehmen, gelingt es Jean mit

seinen Freunden schließlich, Monsieur Salomon seinen Groll und seine immer noch wütenden Vorwürfe an seine einmal geliebte und seit 35 Jahren unvergessene Cora zu überwinden und sich mit ihr zu verabreden.

Wiedervereint, reisen die beiden zu ihrem Lebensabend nach Nizza ab, wo sie einen neuen, letzten Anfang machen wollen.

Dieser Handlungsverlauf wird von Themen durchwirkt, die den Roman zu mehr machen, als dass er darin aufginge, die Lebensgeschichten von Individuen und ihren Verwicklungen und Verwirrungen zu schildern. Es geht auch hier um Garys Konzept, das er in „Pour Sganarelle“ theoretisch zu untermauern versucht, nämlich den Roman als ein „*totales*“ Kunstwerk zu verstehen und zu konstruieren. Das heißt, dass es Gary darum geht, seine Romangestalten immer als in einen Weltzusammenhang verwoben vorzustellen. Garys Gestalten sind Rollenträger in einem Gesellschafts- und Geschehenszusammenhang, in dem sie auch immer ihr Selbst zu bewahren versuchen und sich ihrer selbst nicht nur als Rollenträger bewusst werden. Letzten Endes kreist Garys Schreiben immer um die Frage, wie Menschen ihr bewusstloses und ihnen aufokroyiertes Rollenspiel durchbrechen und erweitern können. Das zeigt sich am ursprünglichsten auch darin, dass er sich selbst als Romain Gary nicht genüge und nicht auf diese Identität festgelegt sein wollte. Von daher sein Spiel mit den verschiedenen Schriftstellernamen, zu denen an wichtiger Stelle auch Émile Ajar gehörte, der dann skandalöserweise Romain Gary zum zweiten Mal den „Prix Goncourt“ einbringen sollte. Aber auch sein Erfinden von Romanfiguren, in denen er schriftstellernd Lebensmöglichkeiten ausprobierte und vorstellte.

Es darf nämlich nicht übersehen werden, was er in seinem Abschiedsbrief als den Inhalt seines Lebens darstellt, nämlich nicht „*Witwer einer hingebungsvollen Mutter*“ gewesen zu sein, sondern ein Werk geschaffen zu haben, mit und in dem er sich gänzlich ausgedrückt hat. Und am Ende seines letzten Romans „*Les cerfs-volants*“ / „*Gedächtnis mit Flügeln*“ tut er nichts weiter, als eben nicht nur zusammenhangslos „*noch einmal den Namen des Pfarrers André Trocmé nieder-[zu]schreibe[n] und den von Le Chambon-sur-Lignon, denn besser könnte man es nicht ausdrücken*“, sondern noch einmal den solidarischen Zusammenhang alles Lebendigen zu unterstreichen, was angesichts der von Gary verachteten Geschichte der Menschen mit fettem, großem „**G**“ nur in Nischen vorkommt oder in *Judenlöchern* oder Kellern als Versteck für Verfolgte, aber eben auch unvorhergesehenerweise im Zweiten Weltkrieg in einer ganzen Ortschaft auf dem Hochplateau der Cevennen im Zentralmassiv am Flüsschen Lignon du Velay.

4.2.3 MONSIEUR SALOMONS ALTERN ALS EIN GEMEINSCHAFTSWERK

Wie der in Deutschland mehr oder weniger übergangene europäische Jahrhundertschriftsteller Gary schreibt, soll hier einmal mehr in drei ausgewählten Kapiteln demonstriert werden, von denen man dem ersten die Überschrift „Über die menschliche Dummheit in einer Alltagsgestalt“, dem zweiten „Auf der Suche nach Distanzierung“ und dem dritten „Ein fünfundachtzigster Geburtstag“ geben könnte.

Kapitel 13, 20 und 40⁴⁷

13

Ich habe mich geduscht, wieder angezogen und bin zu Monsieur Salomon gegangen, um zu sehen, ob er noch da ist. Ich bin schnell an Monsieur Tapus Hausmeisterloge vorbeigesaut, der mich nicht riechen kann und nie die Gelegenheit verpaßt, aus seiner Loge zu kommen, um sich mit Haß vollzutanken, wenn ich vorbeigehe. Es liegt an meinem Äußeren, man kann nicht allen Leuten

⁴⁷ Zitiert nach der in drei verschiedenen, inzwischen vergriffenen deutschen Ausgaben vorgelegten Übersetzung von Eugen Helmlé. (Verlage Fischer, Volk und Welt, Diana.) Das Fettgedruckte entspricht den Hervorhebungen in der Übersetzung.

gefallen. Es ist einfach nichts zu wollen, ich locke ihn aus seinem Loch heraus. Ich versuche, ihm aus dem Weg zu gehen, es ist mir lieber, wenn ich ihn nicht sehe, oder zumindest weniger, aber immer höre ich hinter meinem Rücken ach, da sind Sie ja! und es bleibt mir nichts anderes übrig, als auf ihn zu prallen. Wenn ich einem Arschloch gegenüberstehe, einem richtigen, dann überkommen mich jedesmal Rührung und Respekt, weil man endlich eine Erklärung hat und weiß, warum. Chuck sagt, daß mich die Dummheit⁴⁸ nur deshalb so rührt, weil mich das Gefühl der Ehrfurcht vor dem Heiligen und Unendlichen packt. Er sagt, daß mich ein Gefühl der Ewigkeit überwältigt, und er hat mir sogar einen Vers von Victor Hugo zitiert ja, in diesen Tempel komm' ich, zum Ewigen zu beten. Chuck sagt, daß es an der Sorbonne nicht eine einzige Doktorarbeit über die Dummheit gibt und daß sich daraus der Verfall des Denkens im Abendland erklärt.

»Na, besucht man wieder den Judenkönig?«

Anfangs versuchte ich, nett zu ihm zu sein, aber das machte es nur noch schlimmer. Je höflicher ich war, ja Monsieur Tapu, nein Monsieur Tapu, ich werde es nicht mehr tun, Monsieur Tapu, ich habe es nicht absichtlich getan, um so mehr fehlte ich ihm. Ich habe also angefangen, ihn zu versorgen. Man braucht immer die andern, man kann nicht sein ganzes Leben damit zubringen, sich selber zu hassen. Chuck sagt, wenn die Halbstarken die alten Leute nicht mehr angreifen würden, wenn die Juden nicht mehr da wären, wenn sich die Kommunisten verflüchtigten und wenn die Gastarbeiter nach Hause geschickt würden, wäre das für Monsieur Tapu die Gefühlswüste. Er machte mir Kummer, und um ihn zu motivieren, tat ich dies und jenes absichtlich, ich riß eine Zierleiste vom Teppichboden ab, ich zerbrach eine Fensterscheibe oder ich ließ die Fahrstuhltür offen, um ihm Genugtuung zu verschaffen. Er war ein Kerl, der Beistand brauchte. Wenn man so voller Groll steckt, daß man nicht mehr weiß, was man damit machen noch woran man ihn aufhängen soll, und es so maßlos wird, daß es das ganze Sonnensystem ist, dann fühlt man sich wohler, wenn man eine Motivation findet, selbst wenn es nur eine Kippe auf dem Teppich oder eine offengelassene Fahrstuhltür ist. Er brauchte mich, er mußte jemand Persönliches haben, den er hassen konnte, weil es sonst die ganze Welt war, und die war zu groß. Er brauchte jemand und etwas, das mit Händen zu greifen war. Ein Großmaul, das ihm keine Angst machte, nein, Monsieur. Anfangs trug ich ihm an, den Müll wegzubringen oder ihm beim Kehren zu helfen, es war ein wenig wie die algerischen Arbeiter, die sanft und nett sind und sich weigern zu vergewaltigen und sich damit der unterlassenen Hilfeleistung bei der Bestätigung vorgefaßter Meinungen schuldig machen. Als ich begriffen habe, daß ich ihm fehlte, begann ich ihm zu helfen. Zuerst habe ich an die Wand im Treppenhaus, neben seiner Hausmeisterloge, gepinkelt. Er war nicht da, aber er hat mich sofort erkannt. Als ich wieder heruntergekommen bin, hat er mich erwartet und gleich losgeschrien:

»Das können nur Sie gewesen sein!« Ich hätte ja sagen können, ich war's, um ihm einen Gefallen zu tun, aber das war nicht genug, ich mußte auch noch lügen. Ich habe meine Hose hochgezogen mit einer Gebärde leck mich am Arsch und habe gesagt:

»Haben Sie mich gesehen? Natürlich nicht. Sie waren ja gar nicht da. Sie sind ja nie da, wenn man Sie braucht.«

Ich habe ihm einen Vogel gezeigt und bin weggegangen. Seitdem betrachtet er mich mit großer Genugtuung, weil er weiß, daß ich Monsieur Salomon ermorden werde, um sein Bargeld und seine philatelistischen Schätze zu rauben. Das einzige, was ihm bei mir fehlt, ist, daß ich kein algerischer Gastarbeiter bin, weil es dann wirklich die Vollkommenheit wäre. **Als de Gaulle Algerien weggeschmissen hat, habe ich sofort gewußt, was passieren wird, und ich hatte recht, als wir dort waren, waren die Algerier acht Millionen, und seit wir weg sind, sind es zwanzig Millionen geworden. Sie wissen, was ich meine. Aber still und den Mund gehalten, sonst werde ich wegen Völkermords angeklagt, aber zwanzig Millionen, da sehen Sie, was de Gaulle angestellt hat und was auf uns zukommt. Ich, der ich für Marschall Pétain war, ein Vetter von mir ist sogar in der**

48 Bei Gary entweder „Bêtise“ mit großem „B“ oder vulgär „Connerie“ mit großem „C“.

antibolschewistischen Legion gefallen, ich irre mich selten. Chuck hatte versucht, Monsieur Tapu wegen seiner Doktorarbeit über die Dummheit zu interviewen, aber sie sind nicht weit auf dem Tonband gekommen, weil Chuck nächtliche Schreckvisionen bekam und um Hilfe rief, sein ganzes Karate zur Erhärtung seiner Sensibilität führt als martialische Selbstverteidigungskunst auch nicht weit.

Monsieur Tapu stand also vor seiner Loge, mit seiner Baskenmütze, seiner Kippe im Mund und seinem schlaun, aufgeklärt wissenden Gesichtsausdruck, denn wenn die Dummheit die Welt aufklärt, dann weiß man alles und hat alles verstanden. Ich habe sogar echte freundschaftliche Wärme empfunden, weil man den Armleuchtern wie Monsieur Tapu viel verdankt, sie sind gut wegen der Angst, die einen ankommt, wenn man sie sieht und hört, man weiß, warum und wieso, es gibt eine regionale Erklärung. Ich stand auf der achten Treppenstufe, und mein Gesicht war ganz erleuchtet von Verständnis, Sympathie und Sakralem, ich empfand ehrfürchtige Gefühle, ich kam in diesen Tempel, zum Ewigen zu beten. Monsieur schien sogar beunruhigt zu sein, so strahlte ich.

»Was ist denn in Sie gefahren?« rief er mir mißtrauisch zu. Ich hatte in der Wochenendzeitung gelesen, daß man in Afrika einen ganz frischen menschlichen Schädel gefunden hat, der acht Millionen Jahre alt war, also nichts von gestern. Nur daß Chuck sagt, daß es damals die Dummheit noch nicht gegeben haben konnte, weil es noch kein Alphabet gab.

Ich habe mich schiefgelacht, und Monsieur Tapu hat sich vor Haß geringelt.

»Ich erlaube Ihnen das nicht!« schrie er, denn es gibt nichts Schlimmeres für sie, als die Zielscheibe des Lachens zu sein.

»Entschuldigen Sie, Monsieur Tapu, Sie sind unser aller Vater und Mutter!« habe ich zu ihm gesagt. »Ich will nichts anderes, als Sie ab und zu besuchen und Sie wegen der Klarheit und der Schönheit der Sache anschauen.«

Ich bin die acht Stufen hinuntergegangen – ich sage wohl acht, denn hinterher, mit der historischen Nachwelt, gibt es vielleicht Zweifel und Diskussionen darüber –, und ich habe Monsieur Tapu die Hand der Freundschaft entgegengestreckt, weil es ein Augenblick der Offenbarung war, der eine Geste verdiente, den die Fotografen später unsterblich machen könnten. Aber er, er wäre lieber verreckt. Ich habe also mit meiner ausgestreckten Hand dagestanden, und dann habe ich ihm wie gewöhnlich den Vogel gezeigt, und ich bin mit dem angenehmen Gefühl wieder hinaufgegangen, daß ich Monsieur Tapus Batterien wieder aufgeladen hatte, und ich war froh, weil man nicht jeden Tag einem Menschen helfen kann, sich durchs Leben zu schlagen.

Ich war schon im zweiten Stockwerk, als er noch immer schimpfte, von unten nach oben, Gesicht und Faust zu mir erhoben:

»Taugenichts! Stromer! Strolch! Du dreckiger Linker!« Ich war zufrieden. Auch so ein Kerl, der Beistand brauchte.

20

Ich bin nach Hause gefahren in die Falle. Es war niemand da, außer dem heiligen Georg, der an der Wand den Drachen niederstreckte. Ich bin in meine Koje in der zweiten Etage geklettert und mit hängenden Beinen da sitzen geblieben, den Kopf in den Händen, um in mir zu suchen und mich zu fragen, wo ich war und was ich da tat, und wohin ich gehen sollte und warum eher dorthin als anderswohin, und ich fragte mich, wie ich es anstellen sollte, um wieder zur Tagesordnung überzugehen und von meinem Freiwilliger-Helfer-Charakter loszukommen, oder aber es hätte ein Klosterorden sein müssen.

Vielleicht hatte mein Vater recht, und es zählt nur das Gesellschaftliche. Man könnte sich dann unterwegs mit Maßnahmen aus der Affäre ziehen und am Ausgang, entschuldigen Sie bitte, aber es

ist nichts mehr zu machen, hier betritt man dann den Bereich des Unmöglichen. Ich hätte nie einen Fuß zu König Salomon setzen dürfen. Ich hätte nie damit anfangen dürfen, mit den Alten Umgang zu pflegen, für die Jugend ist das ein schlechtes Beispiel. Ich habe Chucks Wörterbuch genommen und habe bei **Alter** gesucht. Ich habe gefunden: **letzter Abschnitt des menschlichen Lebens, die Lebenszeit, die auf die Reife folgt und die durch das Phänomen des Alterns gekennzeichnet ist.** Ich habe bei **Altern** nachgesehen und das war noch schlimmer. Ich hätte sie theoretisch von weitem lieben sollen, ohne je einen Fuß hinzusetzen. Aber nein, ich mußte unbedingt eine Liebesgeschichte erleben, wobei ich mit dem Ende anfang.

Ich habe das Wörterbuch wieder an seinen Platz zurückgestellt, den es ständig einnimmt. Chuck ist sehr interessiert an meinen Beziehungen zu den Wörterbüchern. Für ihn ist es eine regelrechte Quelle des Genusses, wenn ich ein Wörterbuch aufschlage und zu suchen anfang.

»Du tust das nur, um fernzuhalten. Zur Distanzierung.«

»Was soll das heißen?«

»Daß du Distanz nimmst, daß du das von dir fernhältst, was dich berührt oder was dir Angst macht. Um dich von der Rührung, der Emotion fernzuhalten. Das ist eine Form der Selbstverteidigung. Wenn du Angst hast, entfernst du die Sache, indem du sie auf ihren Trockenzustand reduzierst, den sie in den Wörterbüchern hat. Du kühlst sie ab. Nimm die Tränen. Du willst sie entfernen, also siehst du sie dir im Wörterbuch an.«

Er holte sich den dicken Budin.

»**Träne: von den Tränendrüsen im Auge abgesonderte Flüssigkeit: Lacrima, hervortretend bei Schmerz und innerer Bewegung.** Das ist alles, was die Tränen im Wörterbuch sind. Das hält sie doch ungemein fern, oder nicht? Bei dir ist das eine Suche nach dem Stoizismus. Was du möchtest, ist stoisch sein. Unempfindlich. Mit verschränkten Armen und kaltem, beherrschendem Blick, und auf Wiedersehen, entschuldigen Sie bitte, aber ich sehe euch alle von ganz weit, so etwas wie ein minimales Nichts. Du tust das, um zu bagatellisieren.«

Mir war das egal, daß Chuck auf meine Kosten seine Studien trieb, er mußte schließlich auch leben.

Ich saß da mit baumelnden Beinen und betrachtete meine Turnschuhe, als er zurückgekommen ist, um sich umzuziehen. Er hatte die ganze Nacht Bereitschaftsdienst beim S. O. S. gehabt, und gerade nachts rufen sie immer am meisten an. Ich muß wohl wie ein Notsignal von der Falle in der zweiten Etage heruntergehangen haben, und er warf mir einen Blick zoologischer Gleichgültigkeit zu. Nur er versteht es, einen durch seine Brille hindurch auf Distanz zu halten.

»Was ist los, Bubi?«

»Ich habe mir heute nacht Mademoiselle Cora unter die Weste gejubelt.«

»Ach!«

Er hat diese Art, ach! zu sagen, daß er sich über nichts wundert und keine Stellung bezieht, weder daß es schön ist noch daß es fies ist oder mutig oder gut oder schlecht oder daß es

Größe hat oder irgendwas. Dieser Typ spielt immer den Makker, der schon alles gesehen hat, als wäre er nicht fünfundzwanzig Jahre alt, sondern zwölf.

»Ja. Ich hab' sie gebumst.«

»Nun, ich sehe nicht, was das für ein Drama sein soll, Bubi. Wenn du Verlangen nach ihr hattest und sie ...«

»Ich hatte überhaupt kein Verlangen nach ihr, Scheiße.«

»Dann hast du es aus Liebe getan.«

»Ja, aber sie nimmt es persönlich.«

Chuck hat die Augenbrauen sehr hochgezogen und seine Brille zurechtgerückt, und das ist gerade so weit, wie er gehen kann, um zu zeigen, daß er sich betroffen fühlt.

»Ach!«

»Ja, ach! Sie hat nicht begriffen.«

»Du hättest es ihr erklären können.«

»Du kannst einer Frau doch nicht erklären, daß du sie ganz allgemein gefickt hast.«

»Es gibt immer eine Art, die Dinge nett zu sagen.«

»Nett am Arsch. Es ist doch völlig zum Kotzen, wenn man sich, um sie nicht zu lieben, eine ältere Frau aussucht, nur weil es junge und hübsche gibt. Es gibt doch so schon genug Ungerechtigkeit, ohne daß es noch mehr gibt. Es war nicht persönlich mit Mademoiselle Cora, Chuck, es war persönlich mit der Ungerechtigkeit. Ich hab' mal wieder den freiwilligen Helfer gespielt.«

»Gut, du hast sie gefickt, sie wird nicht daran krepieren.«

»Ich hätte es nicht tun sollen. Ich hätte das auch anders machen können.«

»Wie?«

»Ich weiß nicht, aber es gibt andere Arten, Sympathie zu zeigen.«

Chuck hat mindestens drei Etagen Haare auf dem Kopf. Er mißt gut ein Meter neunzig, so groß ist er, aber mit einer eingefallenen Brust und Haxen, die von der Magerkeit eines rosa Flamingos sind. Er hätte einen professionellen Basketballspieler abgeben können, wenn er sportlich gewesen wäre.

»Ich hab' mich da ganz schön in die Nesseln gesetzt, Chuck. Es ist vielleicht besser, wenn ich Frankreich für einige Zeit verlasse, um eine Ausrede zu haben. Ich habe nicht die Absicht weiterzumachen, wie sie das glaubt, aber ich kann auch nicht aufhören, denn dann wird sie glauben, daß sie alt ist. Ich hab' sie im Eifer des Gefechts gefickt, das ist alles.«

»Ihr könnt doch Freunde bleiben.«

»Und wie soll ich es ihr erklären? Was soll ich ihr sagen? Sie wird das aufs Alter schieben.«

Chuck hat einen amerikanischen Akzent, wenn er spricht, und so kommt es, daß alles, was er sagt, sich immer anders und neu anhört.

»Du wirst ihr erklären, daß es schon eine andere Frau in deinem Leben gibt und daß du bei Mademoiselle Cora den Kopf verloren hast, daß die andere das aber erfahren hat und daß es kein Leben mehr ist. Natürlich wird sie dich für einen Don Juan halten.«

»Du willst mich wohl auf den Arm nehmen? Mensch, da fällt mir gerade ein, daß der Abfalleimer noch runtergetragen werden muß. Heute bist du an der Reihe.«

»Ich weiß. Aber ich mache wirklich keine Witze, du brauchst gar nichts anderes zu tun, als die Sache von der sexuellen Ebene herunterzuholen. Ihr müßt euch beide auf die sentimentale Ebene begeben. Du besuchst sie von Zeit zu Zeit, du hältst ihr das Händchen, du schaust ihr in die Augen, und du sagst: Mademoiselle Cora, ich liebe Sie.«

Ich habe ihn angelächelt.

»Manchmal habe ich gute Lust, dir die Fresse vollzuhauen, Chuck.«

»Ja, ich kenne dieses Gefühl der Ohnmacht.«

»Was soll ich tun?«

»Sie wird dich vielleicht fallenlassen. Und das nächste Mal, wenn es dich überkommt, gehst du besser auf die Straße und wirfst Vögeln Brotkrumen hin.«

»Ja, es reicht.«

»Das ist doch einfach nicht zu fassen, eine Frau aus Mitleid zu ficken.«

Ich mußte mich zurückhalten. Ich mußte mich wirklich zurückhalten.

»Ich habe sie nicht aus Mitleid gefickt. Ich habe es aus Liebe getan. Du weißt ganz genau, was das ist, Chuck. Es war aus Liebe, aber es hat nichts mit ihr zu tun. Du weißt ganz genau, daß es bei mir allgemein ist.«

»Ja, die Nächstenliebe«, sagte er.

Ich bin vom Bett heruntergesprungen und hinausgegangen, er gab mir zuviel zu verstehen. Auf der Treppe habe ich kehrtgemacht und bin zurückgegangen. Chuck putzte sich gerade die Zähne über dem Waschbecken.

»Da ist etwas, das ich gern wissen möchte, Bubi«, sagte ich zu ihm. »Du bist die Art von Type, die schon alles durchgemacht hat und bei der Nichtigkeit angekommen ist. Du hast gefolgert. Du hast gefolgert, daß das alles nichts ist, daß es dasselbe ist. Kannst du mir dann erklären, was du seit zwei Jahren an der Sorbonne treibst? Dir kann doch niemand mehr was beibringen. Wozu dient das dann alles?«

Ich habe den Packen mit den hektographierten Vorlesungen und den Notizen auf dem Tisch genommen und sie zum Fenster hinausgeschmissen. Chuck fing an zu brüllen, als ob ihn jemand in den Arsch fickte, und es war das erste Mal, daß ich ihn in Harnisch gebracht hatte. Das hat mich besänftigt. Er ist die Treppe hinuntergestürzt, wobei er fucking bastard und son of a bitch brüllte, und ich habe ihm geholfen, die Blätter aufzulesen.

40

Am andern Tag feierte Monsieur Salomon seinen fünfundachtzigsten Geburtstag. Ich habe das Besetzschild rausgestellt und bin zu ihm gefahren. Ich traf ihn sehr gut gelaunt an. »Ach, Jeannot, das ist aber nett, daß Sie an mich gedacht haben ...«

»Monsieur Salomon, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zu Ihrer großartigen Leistung gratuliere.«

»Danke, mein Kleiner, danke, man tut, was man kann, aber man kümmert sich um uns, man kümmert sich um uns ... Hier, sehen Sie sich das an, es gibt Hoffnung ...«

Er ist zu seinem Schreibtisch getrippelt und hat Le Monde genommen.

»Man könnte meinen, daß sie es absichtlich zu meinem fünfundachtzigsten Geburtstag getan haben. Lesen Sie, lesen Sie!« Es war eine Seite, die Altern hieß. Alle gesunden Hundertjährigen führen ein aktives Leben in einer Gebirgsgegend, die für das Training günstig ist. Die Kunst und die Art, besser alt zu werden, von Dr. Longueville ... Dieses kleine, praktische und leicht zu lesende Buch, mit einigen Zeichnungen von Faizant illustriert, behandelt die Probleme der Hygiene und der Lebensweise, um die älteren Leute dazu anzuregen ...

Monsieur Salomon beugte sich mit seiner Philatelistenlupe über meine Schulter. Er las mit seiner sehr schönen Stimme: »... um die älteren Leute dazu anzuregen, in einer neuen Phase ihrer Existenz eine unternehmungslustige Haltung einzunehmen ... Eine unternehmungslustige Haltung, darauf kommt es an. Aber es kommt noch besser ...

Er hatte mit dem Rotstift unterstrichen.

»... zahlreiche Pflanzen und gewisse Fische haben eine unbegrenzte Lebensdauer...«

Er richtete seine Lupe auf mich.

»Wußtest du das, Jeannot, daß zahlreiche Pflanzen und gewisse Fische eine unbegrenzte Lebensdauer haben?«

»Nein, Monsieur Salomon, aber das freut mich.«

»Nicht wahr? Ich frage mich, warum man uns so wichtige Dinge verhehlt.«

»Das stimmt, Monsieur Salomon. Das nächste Mal sind wir es vielleicht.«

»Zahlreiche Pflanzen und gewisse Fische«, sagte Monsieur Salomon voller Haß.

Ich habe etwas getan, was ich noch nie zuvor getan hatte. Ich habe ihm die Arme um die Schulter gelegt. Aber er hat weiter gemeckert.

»... um die älteren Leute dazu zu ermuntern, in einer neuen Phase ihrer Existenz eine unternehmungslustige Haltung einzunehmen«, schimpfte er.

Es machte Spaß, ihn schimpfen zu hören, ihn in Wut zu sehen. Mit ihm durfte man nicht rechnen, um nach Nizza zu ziehen. Er hatte ein richtiges Kämpfertemperament in seiner Kategorie.

»Ein kleines, praktisches, leicht zu lesendes Buch ...« Er schlug mit der Faust auf den Schreibtisch.

»Denen werde ich mal einen kräftigen Tritt in den Arsch versetzen, mein Freund!«

»Schreien Sie doch nicht, Monsieur Salomon, was nützt das schon?«

»Ein kleines, leicht zu lesendes Buch, mit einigen Zeichnungen von Faizant illustriert, das Probleme der Hygiene und der Lebensweise behandelt, um die älteren Leute dazu anzuregen, in dieser neuen Phase ihrer Existenz eine neue unternehmungslustige Haltung einzunehmen! Donnerwetter!«

Er schlug noch ein paarmal mit der Faust auf den Schreibtisch, und auf seinem königlichen Gesicht lag ein Ausdruck von unerbittlicher Entschlossenheit.

»Bringen Sie mich zu den Huren«, sagte er. Zuerst habe ich geglaubt, ich hätte schlecht gehört. Das gab's doch einfach nicht. Ein Mann von dieser Höhe und Erhabenheit konnte so etwas nicht verlangen.

»Monsieur Salomon, entschuldigen Sie bitte, aber ich habe Dinge gehört, die ich sicherlich nicht gehört habe und die ich nicht einmal hören will!«

»Bringen Sie mich zu den Huren!« brüllte er zurück. Ich wäre nicht entsetzter gewesen, wenn Monsieur Salomon mich als Jude um die Letzte Ölung gebeten hätte.

»Monsieur Salomon, ich flehe Sie an, sagen Sie nicht solche Sachen!«

»Ich will zu den Huren gehen!« brüllte Monsieur Salomon, und er fing wieder an, auf seinen Schreibtisch zu schlagen.

»Monsieur Salomon, bitte, machen Sie nicht solche Anstrengungen!«

»Was für Anstrengungen?« knurrte König Salomon. »Ach so, Sie machen also auch Ihre Anspielungen, mein kleiner Freund?«

»Brüllen Sie nicht so, Monsieur Salomon, es kann ganz überraschend vorbei sein!«

König Salomon hat mich von seiner erhabenen Höhe herab niedergeschmettert. Das heißt, das hätte der Blitz getan, wenn er mit Blicken hätte Blitze schleudern können.

»Wer ist hier der Herr? Wer ist der Herr vom S. O. S.? Ich habe einen Wunsch geäußert. Ich bin bei ausgezeichneter Gesundheit, und es wird nicht überraschend vorbei sein! Ich wünsche zu den Huren gebracht zu werden! Ist das klar?«

Ich fing an zu flennen. Ich wußte, daß es nur seine Angst war, aber ich hätte nicht geglaubt, daß sie ihn zu einer solchen Verzweiflungstat führen könnte. Ein schon so erhabener Mann, ein Greis, der zum Urquell zurückkehrt... Ich habe ihn am Arm gepackt.

»Mut, Monsieur Salomon. Erinnern Sie sich an Monsieur Victor Hugo!«

Ich habe gebrüllt:

*Ein Greis, der in seiner Würde zum Urquell kehrt zurück,
Vorbei der Tage Wechsel, die Ewigkeit hat ihn ...
Die Augen junger Leute sind flammend wie Rubin,
Im Aug' des Greises aber sieht Licht man und das Glück!*

Monsieur Salomon hat seinen Stock gepackt, und ich habe gesehen, daß er ihn mir in die Fresse schlagen wollte.

»Monsieur Salomon, im Aug' des Greises aber sieht Licht man und das Glück! Der junge Mann ist schön, der Greis jedoch ist groß! Sie können nicht zu den Huren gehen, von dort aus, wo Sie sind!«

»Das ist ein Einschüchterungsversuch«, brüllte Monsieur Salomon. »Als Chef vom S. O. S. habe ich einen Befehl erteilt! Ich will, daß man mich zu den Huren bringt!«

Ich bin zur Telefonzentrale gestürzt. Die dicke Ginette war da, Tong, Yoko, Chuck und die beiden Brüder Masselat, von denen der ältere fehlte. Sie haben sofort gesehen, daß etwas Entsetzliches passiert war. Ich habe gebrüllt:

»Monsieur Salomon will zu den Huren gehen!«

Sie waren ganz verdutzt, außer dem älteren der Masselats.

»Das ist der Alterswahnsinn«, sagte Chuck seelenruhig.

»Schön, dann sag's ihm.«

»Wenn sie alt sind, scheinen sie oft Gelüste von Schwangeren zu haben«, sagte Ginette.

Wir haben sie alle angesehen.

»Na ja, ich meine ...«

»Ja, du meinst, aber es wäre besser, wenn du das Maul halten würdest«, brüllte ich. »Es ist schon schrecklich genug, zu denken, daß dieser unglückliche Monsieur Salomon zu den Huren gehen will, ohne daß man ihm die Gelüste von Schwangeren verpaßt! Was sollen wir tun?«

»Er ist nicht mehr bei Verstand«, sagte Chuck. »Sein fünfundachtzigster Geburtstag hat ihm einen Schock versetzt. Ich habe noch nie einen Kerl gesehen, der eine solche Angst zu sterben hatte!«

»Eins ist sicher, er besitzt nicht die östliche Weisheit!« sagte Tong.

»Vielleicht hat er ganz einfach Lust, zu den Huren zu gehen«, vermutete Yoko.

»Er ist nie in seinem Leben bei den Huren gewesen!« brüllte ich. »Er nicht! Nicht ein Mann von seiner Erhabenheit.«

»Wir können Dr. Boudien anrufen«, schlug der jüngere der Masselats in Abwesenheit seines Bruders vor.

»Wir brauchen ihn ja nur zu den Huren zu bringen«, sagte Tong. »Vielleicht geschieht etwas.«

In diesem Augenblick kam König Salomon in die Telefonzentrale herein, er hatte bereits seinen sprichwörtlichen Hut aufgesetzt und hielt in der Hand seine Handschuhe und seinen Stock mit dem Pferdekopfknäuf.

»Eine kleine Konspiration, wie!« sagte er.

Man brauchte ihn nur anzusehen, um zu begreifen, daß es ihm nicht gut ging. Seine Augen hatten einen panischen Glanz. Er preßte die Lippen so stark zusammen, daß man sie nicht sah. Und sein Kopf zitterte.

»Ich komme schon, ich komme schon!« brüllte ich und bin schnell ins Bad gerannt, um nachzusehen, was König Salomon dort hatte, um gegen seine Angst zu kämpfen. Nichts. Es gab nichts dort. Mit nackten Händen bot König Salomon dem Feind die Stirn. Ich hatte einen solchen Film gesehen, wo ein Ritter den Tod, der gekommen war, um ihn abzuholen, auffordert, mit dem eisernen Arm zu kämpfen. Als ich in die Telefonzentrale zurückgekommen bin, fand ich König Salomon mit hochgehobenem Kopf, den Stock leicht hochhaltend und im Vollbesitz seines Zorns.

»Ich warne Sie, daß das nicht so abgehen wird. Es stimmt zwar, daß ich gerade fünfundachtzig Jahre alt geworden bin. Aber deshalb zu glauben, ich sei null und nichtig geworden, ist ein Schritt, den zu tun ich Ihnen nicht erlaube. Ich möchte Ihnen jetzt mal was sagen. Ich möchte Ihnen sagen, meine jungen Freunde, daß ich nicht vier Jahre lang den Nazis entkommen bin, der Gestapo, der Deportation, den Razzien für das Vel' d'Hiv', den Gaskammern und der Ausrottung, um mich jetzt von irgend so einem natürlich genannten Tod dritter Ordnung unter erbärmlichen physiologischen

Vorwänden unterkriegen zu lassen. Den Besten ist es nicht gelungen, mich zu bekommen. Sie können sich also denken, daß man mich auch nicht durch Routine bekommt. Ich bin nicht umsonst dem Holocaust entgangen, meine kleinen Freunde. Ich habe die Absicht, alt zu werden, daß man sich das gesagt sein läßt!«

Und er hat das Kinn noch höher gehoben, mit noch größerer Herausforderung, und es war eine echte Angstkrise, die echte, die große Angst des Königs Salomon. Und darauf hat er wieder gebrüllt, mit seinem majestätischen Ausdruck: »Und jetzt wünsche ich zu den Huren zu gehen!« Es war nichts zu machen. Wir haben den Bruder Masselat, der etwas derartiges nicht sehen wollte, in der Telefonzentrale gelassen und haben uns alle ins Taxi gezwängt, sogar Ginette, die wegen der weiblichen Anwesenheit da war. Ich fuhr, Tong saß auf dem Schoß der dicken Ginette, und Monsieur Salomon hatten wir hinten untergebracht, zwischen Chuck und Yoko. Ich sah sein Gesicht im Rückspiegel, und es gab im Wörterbuch nur einen Ausdruck, und das war unerbittlich. **Unerbittlich: sich so verhaltend, daß man durch Bitten nicht gerührt, nicht umgestimmt werden kann. Auch: unnachgiebig, hart, unbeugsam.** Wir waren alle wie Leibwachen um ihn herum. Noch nie hatte man gesehen, daß ein Mann in einem solchen Zustand zu den Huren transportiert worden ist. Für mich war das entsetzlicher als für die andern, denn ich liebte Monsieur Salomon mehr als sonst jemand im Taxi. Ich konnte verstehen, was er empfunden haben mußte, als er am Morgen von seinem fünfundachtzigsten Geburtstag wach geworden ist, weil es nämlich das ist, was ich selber jeden Morgen empfinde, wenn ich wach werde. Das erste, was er beim Wachwerden hätte tun müssen, ist pinkeln gehen, denn es gibt in seinem Alter welche, die nicht mehr pinkeln können aus prostatatischen Gründen, aber er pinkelte noch wie ein König, und das beruhigte ihn jedesmal. Wir schwiegen alle, wir hatten ihm nichts anzubieten. Was konnten wir ihm auch sagen? Daß er noch sehr gut pinkelte? Daß es welche in seinem Alter gab, die schon seit langem tot waren? Es gab keine Argumente zu seinen Gunsten. Man konnte schließlich nicht die Nazis beschuldigen oder die Foltermethoden der Polizei in Argentinien, dort gab es einen Grund, das war der Welpokal, man war gezwungen, daraus zu trinken. Unter vagen demokratischen Vorwänden spielte man König Salomon einen unverzeihlichen Streich und behandelte ihn wie jeden x-beliebigen Sterblichen. Das Argument, das er vorhin vorgebracht hatte, war so richtig, daß es ohne Antwort blieb. Er hatte sich vier Jahre lang in einem Keller versteckt, er war triumphal der Ausrottung der Nazis und der französischen Polizei gleichen Namens entgangen, aber nicht, um wie ein Arsch irgendeines natürlichen Todes zu sterben. Er hatte durch Willen, Entschlossenheit, List, Vorsicht, Seelenstärke, Charakter triumphiert, und jetzt war es, als ob die Nazis zu ihm gesagt hätten, warten Sie nur, wir werden Sie schon noch kriegen.

»Um die älteren Leute zu ermuntern, in einer neuen Phase ihrer Existenz eine unternehmungslustige Haltung einzunehmen!« brüllte Monsieur Salomon plötzlich, und erst, als er die Faust schüttelnd hinzufügte:

»O Wut, o Verzweiflung, o feindliches Alter!« fing ich an, mißtrauisch zu werden, und ich fragte mich, ob er nicht dabei war, sich einen Spaß zu machen und ob es bei ihm keine homerischen Absichten gab.

»Monsieur Salomon, man hat den Sarg wiedergefunden, den sich Charlie Chaplin stehlen ließ, und er ist innen intakt geblieben, das ist eine gute Nachricht, die Gerechtigkeit triumphiert.«⁴⁹

»Monsieur Salomon«, sagte Chuck, »Sie lieben doch die Musik, Sie sollten nach New York fahren, Horowitz gibt dort sein letztes Konzert...«

49 Gary erzählt offenbar eine andere Version, in der der tote Charlie Chaplin noch eine Rolle spielt, und Jean macht eine erfundene Slapstick-Szene daraus, mit der er eine ergänzende Antwort auf Salomons homerische Absichten sucht. Hier werden die Ereignisse ganz anders wiedergegeben:

<https://www.br.de/radio/bayern2/sendungen/kalenderblatt/0103-charlie-chaplin-sarg100.html>.

»Aber wer sagt Ihnen denn, daß es das letzte sein wird?« brüllte Monsieur Salomon. »Hat er das beschlossen? Wer sagt Ihnen denn, ob Horowitz nicht noch in zwanzig Jahren da sein wird? Warum soll er denn vorher sterben? Weil er Jude ist? Man nimmt immer die gleichen, wie?«

Es war das erste Mal, daß ich sah, wie Chuck völlig das Maul gestopft bekam, er saß da in der größten Verwunderung. Ich fuhr langsam, ich hoffte, Monsieur Salomon bekäme ein Erinnerungsloch, wie das bei ganz alten Greisen oft der Fall ist, und er würde seinen unheilvollen Plan vergessen, aber wir waren schon in der Rue Saint-Denis, und darauf habe ich Monsieur Salomon brüllen hören. Er hatte sich aus dem Wagenfenster hinausgelehnt, und er zeigte mit dem Finger. Es war eine große Blonde im Mini-Rock und mit Lederstiefeln, die sich entspannt an eine Hauswand lehnte. Es waren noch fünf oder sechs andere Huren da, die an der Hauswand lehnten, und ich weiß nicht, warum Monsieur Salomon diese ausgesucht hatte. Ich bin ein Stück dran vorbeigefahren, aber er hat mir mit dem Stock einen Schlag auf die Schulter versetzt, und ich habe gebremst.

»Laßt mich aussteigen!«

»Monsieur Salomon, sollen wir nicht erst mal mit ihr reden?« schlug Yoko vor.

»Und was gedenken Sie ihr zu sagen?« brüllte Monsieur Salomon. »Daß es für Minderjährige verboten ist? Sie können mich am Arsch lecken. Ich bin der Konfektionskönig, ich brauche keine Ratschläge. Wartet hier auf mich.«

Wir sind alle rausgesprungen und haben ihm beim Aussteigen geholfen.

»Monsieur Salomon«, flehte ich ihn an, »es gibt die tripperigen Krankheiten!«

Er hörte gar nicht hin. Er hatte eine unternehmungslustige Haltung eingenommen, wie in Le Monde, der Hut saß etwas schief, das Auge war lebhaft und entschlossen, die Handschuhe in der Hand und der Stock schon erhoben. Wir standen alle da und sahen ihn an. Die blonde Hure hat eine gute weibliche Intuition gehabt, sie hat ihn groß angelächelt. Monsieur Salomon lächelte ebenfalls. Ginette fing an zu weinen.

»Wir werden ihn nicht mehr lebend zu sehen kriegen.« Es war furchtbar, am hellen Tag, im hellen Licht, ein so erhabener Mann. Es bricht mir das Herz, aber ich bin gezwungen zu sagen, daß König Salomon ein schlüpfriges Lächeln hatte. Er stand da ganz handfest auf der Erde und keineswegs auf seiner sprichwörtlichen Höhe, von der herab er sich mit so viel Nachsichtigkeit über unsere mikroskopischen Nichtigkeiten beugte. Die Hure hat König Salomon eingehakt und hat ihn geradewegs zur Tür des Hotels geführt. Yoko hat respektvoll seine Mütze abgenommen. Tong war blaßgelb geworden, und Chuck schluckte an seinem Adamsapfel. Die dicke Ginette schluchzte. Es war abscheulich, König Salomon an einem solchen Ort von so hoch herabfallen zu sehen.

Wir haben gewartet. Zuerst auf dem Bürgersteig, dann, da es länger dauerte, im Taxi. Ginette war in Tränen aufgelöst.

»Ihr hättet etwas tun müssen!«

Nach zwanzig Minuten.

»Aber das ist doch unterlassene Hilfeleistung!« rief Ginette. »Diese Schlampe bringt ihn um! Wir sollten mal raufgehen!«

»Nur nicht den Kopf verlieren«, sagte Tong. »Sie hat ihn sicher hingelegt, damit er sich ausruht. Sie versucht vielleicht, ihm Mut zu machen. Das gehört zu ihrer Behandlung.« Noch zehn Minuten.

»Ich rufe jetzt die Bullen«, sagte Ginette.

Da erschien Monsieur Salomon in der Hoteltür. Wir hatten alle die Nase draußen, um ihn zu beobachten. Wir konnten nichts sagen, weder ja noch nein. Er stand da mit seinem Stock und mit seinen Handschuhen in einer Hand und dem Hut in der andern, und er hatte nichts von seiner sprichwörtlichen Würde verloren. Dann setzte er seinen Hut mit einer kleinen, munteren Gebärde auf, etwas schief und kam auf uns zu. Wir sind alle herausgesprungen und auf ihn zugelaufen, aber

wir haben ihn nicht zu stützen brauchen. Ich habe gestartet, und schweigend sind wir dahingefahren, außer Ginette, die Seufzer ausstieß und ihm manchmal vorwurfsvolle Blicke zuwarf. Plötzlich, als wir in der Rue de la Chaussee d'Antin waren, hat Monsieur Salomon gelächelt, was nach all dieser Aufregung etwas Gutes war, und er hat gemurmelt:

»Ein Greis in seiner Würde zum Urquell kehrt zurück ...«

Und dann noch:

»Manche Pflanzen und gewisse Fische haben eine unbegrenzte Lebensdauer...«

Danach ist er wieder in ein düsteres Schweigen verfallen, und als wir nach Hause gekommen sind, haben wir ihn auf sein Sofa gelegt und Dr. Boudien angerufen, damit er schnell kommt, weil Monsieur Salomon Unsterblichkeitsgelüste hatte. Wir waren alle sehr erschüttert, außer Chuck, der sagte, die Angst von König Salomon sei typisch elitär und aristokratisch und daß es schon genügend Unglück und Elend gäbe, gegen das man etwas tun könne, anstatt sich in Flüche und Verwünschungen zu ergehen gegen das Unabänderliche. Er hat uns darüber informiert, daß schon im alten Ober-Ägypten das Volk auf die Straße gegangen war und einen Mai 68 organisiert hatte, wobei es die Priester steinigte und die Unsterblichkeit forderte, und daß König Salomon mit seinen Forderungen und Verwünschungen anachronistisch sei. **Anachronistisch: zeitlich falsch eingeordnet, in den betreffenden Zeitabschnitt nicht hineingehörend.** Ich habe die Schulter gezuckt und das Thema fallengelassen. Chuck hatte recht, und es lohnt sich nicht, mit Leuten zu diskutieren, die recht haben. Bei denen ist nichts zu wollen. Arme Kerle. Ich habe auf Dr. Boudien gewartet, der einen angemessenen Blutdruck gefunden hat und keine anderen Bedrohungen am Horizont als das, was normal ist, man brauchte sich nicht übermäßig zu beunruhigen. Ich habe ihm von der Empörung und dem gerechten Zorn König Salomons Mitteilung gemacht, als er erfahren hat, daß zahlreiche Pflanzen und gewisse Fische sich einer unbegrenzten Lebensdauer erfreuten, aber nicht wir, und der Doktor hat uns erklärt, daß man in Frankreich die wissenschaftliche Forschung vernachlässige, man hatte gerade wieder die Kredite herabgesetzt, und Monsieur Salomon habe recht, darüber empört zu sein, man unternehme nicht genügend Anstrengungen auf dem Gebiet der Gerontologie. Ich habe mich versichert, daß es Monsieur Salomon an nichts fehlte und daß er normal ein- und ausatmete, und habe wieder mein Solex genommen.

4.2.4 GARYS KAMPF GEGEN DIE KOLONIALISIERENDE ORGANISATION DES ALTERNS

Kapitel 13

In „Au-delà de cette limite votre ticket n'est plus valable“ gibt Jacques Rainier, als er mit Laura durch eine Straße in Belleville geht, eine Erklärung dafür, was für ihn Rassismus heißt und aufgrund welcher Einstellungen er die Menschen voneinander trennt.

Laura ist frühlingshaft leicht bekleidet mit entsprechender Betonung ihrer Weiblichkeit. Die Blicke von Arabern und Schwarzen gelten sowohl Laura wie auch Jacques. Es sind Blicke, in denen Jacques eine Gewohnheit erkennt, weshalb er das Viertel schnell wieder verlassen will. Er erkennt nämlich auch seine und Lauras Gewohnheit, sich wie selbstverständlich unter muslimischen Arabern und Schwarzen so zu bewegen, wie sie es tun:

„Der Rassismus ist, wenn das, nämlich sie nicht zählen. Wenn man mit ihnen machen kann, was man will, weil sie nicht sind **wie wir**. Verstehst du? Sie gehören nicht zu **uns**. Man kann sich ihrer bedienen, ohne sich irgendetwas zu vergeben. Man verliert seine Würde nicht, seine ‚Ehre‘. Sie unterscheiden sich dermaßen von uns, dass wir uns keine Zwänge aufzuerlegen brauchen. Man braucht gar kein Urteil mehr. Das ist es. Wir können sie die niedrigste Arbeit machen lassen, weil das Urteil, das sie über uns fällen, gar nicht vorhanden ist, es kann gar nicht beschmutzen... Das ist Rassismus.“

Und er erkennt noch mehr. Was ihn nämlich vor allem verunsichert, ist, dass es in ihren männlichen Augen so etwas wie Einverständnis mit ihm als Mann gibt, nämlich dass sie ihm fast anerkennend signalisieren, was er für ein tolles Sexualobjekt an seiner Seite hat. Es ist, als würde er sich in ihren Augen auf einmal als einen [Macho](#) erkennen müssen, für den Laura gar nicht als Mensch zählt, sondern zum Gegenstand seiner Vorführung vor anderen Männern wird. Der Machismus also eine elementare Form des Rassismus, deren Jacques sich auf einmal bewusst zu werden scheint.⁵⁰

Dieses Moment fehlt beim Concierge Tapu. Bei ihm entfalten sich andere Varianten, wenn er Jean das Haus betreten sieht und ihn auf dem Weg zum „Judenkönig“ die Treppen hochsteigen sieht. „*Taugenichts! Stromer! Strolch! Du dreckiger Linker!*“ lauten noch die harmloseren Anwürfe an Jeans Adresse. De Gaulle und dessen Algerienpolitik gegenüber zeigt er sich als überzeugter französischer Kolonialist, der in Algerien für Geburtenkontrolle gesorgt hätte, zu deren Verwirklichung es jetzt offenbar eines Völkermords bedürfte. Das faschistische Vichy-Regime entspricht seinem politischen Standpunkt. Er hatte einen Vetter, der unter Hitler in antibolschewistischer Mission im Osten kämpfte. Jetzt wäre wieder ein Völkermord angesagt. Aber derartiges darf man ja nicht sagen, wie seine stereotyp nachgereichte Floskel lautet. Sinnlos Jeans Versuche, sich auf ein Gespräch mit ihm einzulassen. Deshalb provoziert er und treibt Scherze mit ihm: *„Er brauchte mich, er mußte jemand Persönliches haben, den er hassen konnte, weil es sonst die ganze Welt war, und die war zu groß. Er brauchte jemand und etwas, das mit Händen zu greifen war. Ein Großmaul, das ihm keine Angst machte, nein, Monsieur. Anfangs trug ich ihm an, den Müll wegzubringen oder ihm beim Kehren zu helfen, es war ein wenig wie die algerischen Arbeiter, die sanft und nett sind und sich weigern zu vergewaltigen und sich damit der unterlassenen Hilfeleistung bei der Bestätigung vorgefaßter Meinungen schuldig machen. Als ich begriffen habe, daß ich ihm fehlte, begann ich ihm zu helfen. Zuerst habe ich an die Wand im Treppenhaus, neben seiner Hausmeisterloge, gepinkelt. Er war nicht da, aber er hat mich sofort erkannt.“*

In diesem Pariser Haus lebt Tapu mit Salomon Rubinstein und seinem S.O.S. *Bénévoles* unter einem Dach ...

Bleibt die Frage, ob Salomon Rubinstein nicht fürchtet, wie es in Kapitel 40 durchschlägt, der Welt der Alten so zugeschlagen zu werden, dass sie, wenn sie wie er vermögend genug sind, in schön gelegenen Altersresidenzen „*ein aktives Leben in einer Gebirgsgegend, die für das Training günstig ist*“, aus der in anderem Sinne mit aktivem Leben beschäftigten Gesellschaft in eine besondere Form der [Gated Community](#) als Alterskolonie ausgegliedert werden. Dann gehören sie nicht mehr zu **uns**, sondern nur noch sich selbst. Im Roman wird ja angedeutet, dass Nizza neben vielen anderen Attributen auch im Ruch einer Alterskolonie steht, so dass die jungen Leute darüber diskutieren, ob sie Nizza Cora und Salomon zumuten können.

Kapitel 20

Gegen Ende des Romans zu Anfang von Kapitel 42 stellt der Ich-Erzähler Jean fest: *„Ich habe beim S.O.S. Bescheid gesagt, dass ich Schluss mache und wieder ins Reparaturgeschäft einsteige, aber nur für Installation, Heizung und Elektrizität, gute, kleine, nicht menschliche Sachen. Ich habe zehn Stunden am Tag bei den Leuten herumgebosselt, und das war gut für meinen inneren Halt, dort zu reparieren, wo es möglich ist“*.

Eigentlich überfordert er sich immer selbst. Deshalb schlägt er immer wieder in Wörterbüchern und Lexika nach, um bei den Erklärungen für die Begriffe nachzuschauen, deren Inhalte im Leben so an ihm zehren und ihm zusetzen. Gerade für Cora, die er wieder mit Salomon zusammenbringen möchte, wobei keiner von beiden dazu bereit ist, den ersten Schritt zu tun, engagiert er sich derart, den Draht zu Salomon empathisch aufzuladen, dass sie wieder spürt, was ihr in ihrer Einsamkeit

⁵⁰ Wie tief dieser Machismus geht, zeigt die Etymologie für das absolut vulgäre, aber umgangssprachliche Wort „[connerie](#)“ für „Dummheit“.

alles verloren gegangen ist. Er tut es unter Einsatz seiner ganzen Person in dem Gefühl, für alles geradestehen zu müssen, was für ihn Verrat an menschlichem Verhalten ist. Dabei diskutiert er mit Chuck im Grunde die alte Frage, ob ein Mann mit einer Frau gut befreundet sein kann, ohne dass Sex ins Spiel zu kommen braucht und ob nicht auf anderer Ebene die Frage nach dem Verrat wieder auftaucht, nämlich Aline gegenüber. Zwischen Cora und Jean scheint es unausweichlich darauf hinauslaufen zu müssen, dass sich Cora mit ihren 65 Jahren erst voll anerkannt fühlt, wenn sie sich noch sexuell attraktiv finden kann. Dabei versteht seine junge Lebensgefährtin durchaus, worauf sich Jean eingelassen hat, ohne dass sie ihm etwas nachträgt. Sie kann mit seinem Verrat leben, weil er offen mit ihr darüber spricht. Auch dem von ihm höchst verehrten Salomon gegenüber hat er nicht das Gefühl, ihm in den Rücken zu fallen, wenn er seine Kontakte zu Cora in dieser Form pflegt. Vielmehr erkundigt sich Salomon immer wieder, wie es Cora gehe.

Was die umfassende Zuwendung zu einem Vereinsamten jedoch bedeutet, demonstriert Raabe in „Altershausen“ ja an Minchen und dem Arrangement, das sie für ihr Leben mit Ludchen getroffen hat. Minchen braucht keine Wörterbücher und Lexika zur Distanzierung, weil es um ihr ganzes Leben geht, mit dem sie einverstanden ist.

Jeans Verrat fängt eigentlich schon mit seinem Bedürfnis an, auf Distanz gehen zu müssen, damit er sich selbst nicht verliert. Denn Reflexion relativiert und bereitet so Untreue vor. Reflexion ist das Gefährliche an der Rolle, in die er Cora gegenüber geraten ist. In ihr will und kann er nicht aufgehen. Cora erlebt ja auch etwas ganz anderes, weil sie sich selbstverliebt in ihrer Rolle sehr wohl fühlt und als Star des Chansons mit ihrer vergangenen Welt wiedererweckt spürt. Das löste Jean mit seiner Zuwendung aus. Dass er damit aber auch die Zügel mit Cora teilen musste, hat er zunächst nicht einkalkuliert. Seine Rolle und Coras Erwartungen an ihn stehen nicht auf ein und demselben Blatt. Denn sie versteht Jeans Rolle nur in Zusammenhang mit ihrer eigenen, wozu ihr Jean auch allen Anlass gegeben hat.

Es ist Aline, die Jean großmütig dabei hilft, auszuhalten, worauf er sich eingelassen hat.

Kapitel 40

Für mich das zentrale Kapitel, weil es alle widersprüchlichen und kaum abwägbaren Fährnisse des Alterns sowohl aus der Perspektive des Alternden, Salomons, wie auch derjenigen der um ihn bemühten jungen Leute spiegelt. Salomon und die jungen Leute werden hier wie nirgends sonst mit all ihren ausbrechenden Emotionen und Ängsten gezeigt.

Da geht es zunächst um Salomons Eindruck, als werde ausgerechnet zu seinem Geburtstag in „Le Monde“ ein Buch über das Altern angepriesen, in dem es um die Aufwertung des Alters geht, wie sie in den beiden Texten des Exkurses zwischen Seite 35 und 37 vorgenommen wird. Er reagiert zwiespältig und zunächst ironisch darauf. Dann zeigt sich Hass, als er zahlreichen Pflanzenarten und gewissen Fischen eine längere Lebensspanne nachgewiesen sieht, als sie Menschen und damit ihm, Salomon, bestimmt ist. Dass Alternde wie er dem *Hygieneprinzip und einer entsprechenden Lebensweise* nacheifern können sollten, empfindet er nicht als eine Zumutung, sondern als eine Beleidigung. „Eine neue unternehmungslustige Haltung einzunehmen“ erscheint ihm offenbar eine so widersinnige Aufforderung zu sein wie die, „spontan“ zu sein. Sein „*königliches Gesicht*“ mit einem „*Ausdruck von unerbittlicher Entschlossenheit*“ deutet in eine andere Richtung, die die jungen Leute erschreckt und um sein Leben fürchten lässt, als er sie nämlich dazu drängt, ihn zu den Huren zu fahren und im Rotlichtviertel der [Rue Saint-Denis](#) abzusetzen. Er versteigt sich in seiner Erregung über den Inhalt des Buches so sehr, dass er den Gedanken an die eigene Sterblichkeit und seinen Tod als die Fortsetzung einer nationalsozialistischen Verschwörung ansieht, der er mit seinem Hurenbesuch begegnen möchte. Jean hofft indessen, dass er ein „*Erinnerungsloch*“ bekäme, „*wie das bei ganz alten Greisen oft der Fall ist*“. Aber er bringt den Besuch bei einer jungen Prostituierten, die sich offenbar seiner gut anzunehmen versteht, ohne Schaden zu nehmen,

hinter sich. Er lässt sich dennoch, wieder zu Hause angekommen, von seinen jungen Leuten aufs Sofa legen, die einen Arzt rufen, weil sie immer noch das Schlimmste fürchten, nachdem Salomon in finsternes Schweigen verfallen ist. Aber er ist kerngesund und atmet normal ein und aus. Er braucht auch keine französischen Anstrengungen auf dem Gebiet der Gerontologie, die sein behandelnder Arzt vermisst.

Erst als es Jean gelungen ist, eine Wiederbegegnung von Cora und Salomon bei einer Bootsfahrt im [Bois de Boulogne](#) zu arrangieren und sie davon zu überzeugen, in Nizza ein gemeinsames Leben zu beginnen, geraten Salomon und Cora in so ruhige Gewässer, dass Salomon beim Verabschieden auf dem Bahnhof zu Jean sagt:

„Nun, Freund Jean, wir müssen uns verlassen, das sind Dinge, die kommen vor“, sagte er gut gelaunt zu mir. „Wenn du ebenfalls das Morgenrot des hohen Alters heraufziehen siehst, dann komm zu mir nach Nizza, und ich werde dir helfen, eine unternehmungslustige Haltung einzunehmen, die es dir erlauben wird, die nächste Phase in guter Kondition anzugehen.“

Das Altern bleibt in diesem Roman eine Angelegenheit, die die Alternden selbst regeln, wenn sie auf den nicht selbstverständlichen Rückhalt der Gesellschaft und den spontanen Beistand junger Menschen stoßen, die ihre Enkel sein könnten. Was dann für Cora und Salomon in Nizza auf sie zukommen wird, wahrscheinlich auf Salomon eher als auf Cora, nämlich das unausweichliche Sterben und der Tod, hat Gary offen gelassen.

Was für ihn in diesem wie in anderen seiner Romane zählte, war, zu zeigen, welche eigeninitiativen Möglichkeiten und Rollen vorstellbar sind, Verbundenheit von Mensch zu Mensch zu pflegen, ohne in Organisatorisches zu verfallen, in dem schließlich die Fremdbestimmung obsiegt.

An jemandem wie Tapu muss das jedoch scheitern. Da fängt es an, mulmig zu werden ...

4.3 PHILIP ROTH, EVERYMAN / JEDERMANN (2006)

Der Roman „Jedermann“ gehört ins Spätwerk von Philip Roth.

Ich muss von vornherein gestehen, dass mich das Werk von Roth trotz wiederholter Annäherungsversuche bisher nicht in seinen Bann schlagen konnte. Deshalb sei zu Anfang auf zwei äußerst positive Rezensionen zu „Jedermann“ verwiesen, wie sie auf dem „Perlentaucher“-Portal zusammengefasst werden⁵¹:

Rezensionsnotiz zu Die Zeit, 28.09.2006

Lange hat Rezensent Fritz J. Raddatz keine ihn "so tief verstörende, zugleich innige wie verzweifelte" Erzählung über das Verlöschen des Menschen mehr gelesen, wie Philip Roths jüngsten Roman. Mit äußerster Bewegung skizziert er die Geschichte von Roths Protagonisten, seinem Altern und seiner Lebenssehnsucht, seiner Angst vor dem Tod – eben diese ganze für Raddatz im vorliegenden Fall "überraschend zart" geratene Variation des Themas vom "Versinken ins Nichts". Dem Rezensenten geht die Geschichte von Krankheit und Sterben sichtlich nahe und manchmal spürt man, dass sie ihm sogar äußerstes Unbehagen bereitet. "Ich kann mich wieder finden im Würgen dieses Buchs", lesen wir, selbst von gewisser Bedrückung gepackt. Den Schlüsselsatz dieses "erbarmungslosen" Romans "Das Alter ist ein Massaker", unterschreibt Raddatz blind. Stilistisch will der Rezensent den Roman fast schon als Prosagedicht eingeordnet wissen, und gibt schließlich

⁵¹ <https://www.perlentaucher.de/buch/philip-roth/jedermann.html>.

voller Ehrfurcht für Roth zu Protokoll, dass dessen Abgesang auf das Leben keinen einzigen Schluchzer hören lasse. "Das Buch hat die Kälte der Kunst."

Rezensionsnotiz zu Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16.09.2006

Nun hat auch Philip Roth seinen "Jedermann" geschrieben, die Begegnung eines Menschen unserer Zeit mit seinem Tod, berichtet Rezensent Hubert Spiegel. Der schmale Roman spanne seinen Bogen vom Tode bis zum Tode: Er beginne mit dem Tod des jüdischen Mittelständlers Jedermann, folge den "Gedankengängen (s)eines postmortalen Bewusstseins" und dessen Erinnerungen an das Leben, um dann mit dem Moment des Sterbens zu schließen. Im Zentrum von Roths "Jedermann" stehe die Erkenntnis der großen Einsamkeit, nicht nur nach dem Tod oder im Angesicht desselben, sondern schon im Leben. Lobend erwähnt der Rezensent, dass Roths Lebensbericht einen lakonischen, nüchternen, mitunter "krankenaktenhaften", aber keineswegs pathetischen Ton anschlägt. Doch durch diese vorgeschobene Lakonie dringe eine ganz andere Empfindung. Philip Roth ist und bleibt ein "großer Erotomane und kalter Zyniker", schreibt der Rezensent, aber durch seinen "Jedermann" weht "eine ungeheure Zärtlichkeit für das Leben an sich": "Es ist die große, vorsichtige, den Hals zuschnürende Zärtlichkeit, mit der wir ein aus seinem Nest gefallenes Vogeljunges betrachten und uns fragen, ob wir ihm noch helfen können."

4.3.1 EINE GRADLINIGE GESCHICHTE ZWISCHEN GEBURT UND TOD

„Jedermann“ / „Everyman“⁵² erzählt das Leben eines namenlos bleibenden Er-Erzählers, der im ersten Kapitel auf einem heruntergekommenen jüdischen Friedhof an der US-amerikanischen Ostküste als 71-Jähriger beigesetzt wird, ehe im zweiten Kapitel der Part des Er-Erzählers, des Jedermann, beginnt. Die von Roth benutzte erweiterte [Personale Erzählsituation](#) eröffnet dem Autor hier die Möglichkeit, über den Gestorbenen zu berichten und führt sowohl in den Roman ein, wie aus ihrer Perspektive auch der Schluss gestaltet ist und der Er-Erzähler auf dem Operationstisch in der Narkose versinkt und an Herzstillstand stirbt: „Er war nicht mehr, befreit vom Sein, ging er ins Nichts, ohne es auch nur zu merken. Wie er es befürchtet hatte von Anbeginn.“ Aber was der Er-Erzähler von Anbeginn befürchtet hat, kann nicht mehr Erkenntnisgegenstand des Toten sein. Wer als Toter noch einen Sachverhalt „befürchtet“, muss ein anderer sein, der etwas wertet, worüber es zuvor noch heißt: „befreit vom Sein, ging er ins Nichts“. Oder soll er „befürchtet“ haben, dass er es nicht merkt? Das wäre dann aus dem Jenseits gesehen, das Roth jedoch aussparen will.

Was für den Leser bleibt, ist, dass er sich ohne weitere erzählerische Nachhilfe vorstellen kann, dass der Protagonist schmerzlos gestorben ist; er ist, einfach gesagt, tot, nicht mehr und nicht weniger. Was der Erzähler offenbar noch einmal will, ist, den Agnostizismus des Gestorbenen zu betonen, der von Jugend an nichts mit dem jüdischen Glauben anfangen kann und sich von ihm losgesagt hat, aber der Familie halber noch an Äußerlichem festhält, wie eben auch auf dem Friedhof beigesetzt zu werden, den sein aus Europa eingewanderter Großvater 1888 mit anderen Jüdischgläubigen gegründet hat.

Er, Jedermann, ist 1933 geboren. Zweiter Sohn eines Juweliers, der sich seiner beiden Söhne halber selbstständig macht, lernt er als Junge das Geschäft seines Vaters sehr gut kennen, weil sein Vater ihn auch entsprechend kleine Arbeiten verrichten lässt. Dort beginnt er, die Fertigkeit seiner Hände zu entwickeln, die er als Werbegrafiker zur Steigerung des gesellschaftlichen Konsumverhaltens braucht und im Ruhestand in einem Seniorendorf beim Malen an der Staffelei umsetzt.

Der Tod tritt zum ersten Mal in sein Leben ein, als er in den Ferien an der Ostküste einen angeschwemmten toten Matrosen sieht, dessen Schiff von einem deutschen U-Boot torpediert wurde.

⁵² Zitiert wird nach der Rowohlt-Taschenbuchausgabe von 2008.

Der zweite Tote ist ein junger Mitpatient in seinem Zimmer im Krankenhaus, wo er sich als Neunjähriger einer Leistenbruchoperation unterziehen muss und von seiner fürsorglichen Mutter begleitet und betreut wird. Er registriert, wie eines Nachts sich ärztliches Personal um das Nachbarbett versammelt, Vorhänge zugezogen werden und später das Bett leer und abgezogen ist.

Als 34-Jähriger gerät er in eine Gesundheitskrise, sucht „seinen“ Psychoanalytiker auf, dessen Diagnose ihm nicht weiterhilft, und hat schließlich wegen eines Blinddarmdurchbruchs und einer Bauchfellentzündung seinen zweiten längeren Krankenhausaufenthalt, der ihn fast das Leben gekostet hätte. Sein Vater und sein Onkel, der daran gestorben ist, litten an den gleichen Erkrankungen. Nach 22 Jahren Ruhe schlägt, als er 54 ist, ein Leiden durch, an dem er dann sterben wird. Seine Koronararterien neigen auf Dauer zur Verstopfung, so dass die erste siebenstündige und detailreich geschilderte Operation, bei der ihm fünf Bypässe gelegt werden, nur der Beginn einer Leidensgeschichte ist, die ihn in seinen letzten sieben Lebensjahren siebenmal zu Krankenhausaufenthalten mit operativen Eingriffen zwingt, von denen der letzte zum Herzstillstand und zum Tod führt.

Er betrachtet sich als einen Spießer, was seine Lebensgeschichte in Familie und Beruf angeht. Während er jedoch sein Berufsleben in der immer gleichen Firma zu Ende bringt, ist sein Familienleben im Unterschied zu dem seiner Eltern und dem seines älteren Bruders von drei Scheidungen und entsprechenden Neuorientierungen gekennzeichnet. Seine beiden Söhne aus erster Ehe werden ihm sein Leben lang und die längste Zeit ihres Lebens nachtragen, es mit einem unfähigen und untreuen Vater zu tun gehabt zu haben und ihren Groll noch an seinem Grab zeigen. Seine zweite Ehe setzt er leichtfertig aufs Spiel und würde sie, als er die dritte in den Sand gesetzt hat, am liebsten fortsetzen, weil Nancy, seine Tochter aus der zweiten gescheiterten Ehe, ihrem Vater sehr verbunden bleibt. Als er das Leben im Seniorendorf leid ist und nicht mehr erträgt, möchte er am liebsten in den Haushalt seiner Tochter ziehen, muss aber erleben, dass sie ihre Mutter gerade zu sich genommen hat, nachdem diese einen Schlaganfall erlitten hat. Die dritte Ehe geht er mit einer um die Hälfte Jahre jüngeren Frau ein, mit der er seine zweite Ehe aus Sex- und Abenteuerlust als Mittfünfziger leichtfertig aufs Spiel setzte und die er dann entsprechend schnell und spurlos wieder beendet.

So ist er schließlich allein. Begegnet er früheren Berufskollegen, erschöpfen sich ihre Begegnungen in der Regel in zufälligen Telefonaten, bei denen folgenlose Freund- und nette Unverbindlichkeiten ausgetauscht werden. Was bleibt, resümiert er so: *„Wäre ihm das furchtbare Leid aller Männer und Frauen gewärtig gewesen, die er in all den Jahren seines Berufslebens kennengelernt hatte, jede einzelne schmerzliche Geschichte von Reue und Verlust und Stoizismus, von Furcht und Panik und Isolation und Grauen, und hätte er bis in die letzten Einzelheiten gewusst, von welchen Dingen, die einmal wesentlich zu ihnen gehörten, sie sich getrennt hatten, und wie sie systematisch zerstört wurden, dann hätte er den ganzen Tag und die ganze Nacht am Telefon bleiben und noch mindestens hundert weitere Gespräche führen müssen. Das Alter ist kein Kampf; das Alter ist ein Massaker“* (S. 135 f.).

4.3.2 ERFAHRUNGEN „JEDERMANNS“

Der Rückhalt Jedermanns als Dauerpatient mit Herz-Kreislaufproblemen

Aber statt dass es nun aufhörte, ging es weiter; von nun an verging kein Jahr mehr, in dem er nicht ins Krankenhaus musste. Sohn langlebiger Eltern, Bruder eines Mannes, der sechs Jahre älter und offenbar immer noch so fit war wie zu den Zeiten, als er für die Jefferson High im Sturm gespielt hatte, befand er sich erst in den Sechzigern, als seine Gesundheit nachzulassen begann und sein Körper ununterbrochen Bedrohungen ausgesetzt schien. Er hatte dreimal geheiratet, hatte Geliebte

und Kinder gehabt und war in einem interessanten Beruf sehr erfolgreich gewesen, aber jetzt schien die Flucht vor dem Tod zur zentralen Aufgabe seines Lebens und körperlicher Verfall sein ganzer Lebensinhalt geworden zu sein.

Ein Jahr nach der Operation an der Karotisarterie entdeckte sein Arzt im Anschluss an eine Angiographie, dass er einen stummen Hinterwandinfarkt gehabt hatte; Ursache war ein verstopfter Bypass. Die Neuigkeit schmetterte ihn nieder, aber zum Glück kam dann Nancy mit dem Zug, um ihn ins Krankenhaus zu begleiten, und ihre beruhigende Gegenwart half ihm, seinen Gleichmut wiederzufinden. Der Arzt führte eine Angioplastie durch und setzte ihm einen Stent in die linke Vorderwandarterie, nachdem er die Arterie dort, wo sich neue Ablagerungen angesetzt hatten, mit einem Ballon erweitert hatte. Vom OP-Tisch aus konnte er zusehen, wie der Katheter in die Koronararterie bugsiert wurde – er war nur leicht sediert und konnte die ganze Prozedur auf dem Monitor verfolgen, als gehöre sein Körper jemand anders. Ein Jahr später bekam er eine weitere Angioplastie und einen weiteren Stent in einen anderen Bypass, der sich verengt hatte. Im Jahr darauf waren gleich drei Stents auf einmal nötig – um Arterienverschlüsse zu reparieren, deren Lage, wie der Arzt ihm hinterher erklärte, die Prozedur zu alles anderem als einem Kinderspiel gemacht habe.

Wie immer, wenn er sich ablenken wollte, rief er sich das Geschäft seines Vaters und die Namen der neun Armbanduhrenmarken und sieben Standuhrenmarken ins Gedächtnis, für die er Vertrags-händler gewesen war; sein Vater hatte mit dem Verkauf von Uhren aller Art nie viel Geld gemacht, aber er hielt immer eine größere Auswahl vorrätig, weil sie eine feste Größe waren und Leute vom Schaufenster in den Laden lockten. Diese elementaren Erinnerungen halfen ihm bei den angioplastischen Eingriffen sehr: Er blendete alles andere aus, die Schäkereien, die die Ärzte und Schwestern unweigerlich während der Vorbereitungen austauschten, die Rockmusik, die in den frostigen sterilen Raum gepumpt wurde, in dem er, auf den OP-Tisch geschnallt, zwischen all den angsteinflößenden Apparaten lag, die Herzpatienten am Leben halten sollen, und sobald sie ihm die Betäubungsspritze in den Unterleib gaben und seine Haut punktierten, um den Arterienkatheter einzuführen, begann er sich abzulenken, indem er leise die Listen aufsagte, die er als kleiner Junge, wenn er nach der Schule im Laden aushalf, in alphabetische Reihenfolge gebracht hatte – «Benrus, Bulova, Croton, Elgin, Hamilton, Helbros, Ovistone, Waltham, Wittnauer» –, wobei er sich, wenn er den Markennamen aussprach, auf die charakteristischen Zahlen auf dem Zifferblatt der jeweiligen Armbanduhr konzentrierte, und zwar von eins bis zwölf und wieder zurück. Dann nahm er sich die großen Uhren vor – «General Electric, Ingersoll, McClintock, New Haven, Seth Thomas, Telechron, Westclox» –, erinnerte sich daran, wie die mechanischen Uhren tickten und die elektrischen Uhren summten, bis er schließlich die Stimme des Arztes vernahm, der ihm mitteilte, dass die Sache ausgestanden und alles gut verlaufen war. Der Assistenzarzt legte ihm, nachdem er zuvor mit der Hand kräftig auf die Wunde gedrückt hatte, einen Sandsack auf den Unterleib, damit er nicht blutete, und mit dem Gewicht dort musste er die nächsten sechs Stunden reglos in seinem Krankenhausbett liegen bleiben. Dass er sich nicht bewegen konnte, war seltsamerweise das Schlimmste daran – wegen der unzähligen ungebetenen Gedanken, die die zäh vergehende Zeit überschwemmen –, aber am nächsten Morgen, wenn über Nacht alles gutgegangen wäre, bekäme er ein Tablett mit ungenießbarem Frühstück zur Betrachtung vorgesetzt und eine Broschüre mit Verhaltensmaßregeln nach einer Angioplastie ausgehändigt, und gegen elf würde er entlassen. Dreimal bereits war er nach Hause gekommen und hatte, während er sich eilig entkleidete, um endlich wieder duschen zu können, ein paar EKG-Klebeelektroden auf seiner Haut entdeckt, weil die Schwester, die ihm bei der Entlassung half, vergessen hatte, sie ihm von der Brust zu nehmen und in den Müll zu werfen. Und einmal, als er unter der Dusche an sich hinabsah, stellte er fest, dass niemand sich darum gekümmert hatte, die Tropfkanüle, ein Ding, das sie Braunüle nannten, aus seinem inzwischen blauschwarz angelaufenen Unterarm zu ziehen, und musste sich wieder anziehen und

zur Praxis seines Internisten in Spring Lake fahren, um die Braunüle entfernen zu lassen, bevor sich die Stelle auch noch entzündete.

Ein Jahr nach den drei Stents wurde ihm unter Vollnarkose ein Defibrillator implantiert – als dauerhafte Schutzmaßnahme gegen eine neue Entwicklung, die sein Leben gefährdete und ihn zusammen mit der Narbenbildung an der Herzhinterwand und der grenzwertigen Ejektionsfraktion zu einem Kandidaten für eine letale Herzrhythmusstörung machte. Der Defibrillator, ein schmales Metallkästchen von der Größe eines Feuerzeugs, saß im oberen Brustbereich, etwas unterhalb der linken Schulter, direkt unter der Haut, und war über Kabel mit seinem verwundbaren Herzen verbunden, um den Puls, falls er einmal gefährlich ins Stolpern geriet, per Elektroschock zu korrigieren – und den Tod auszutricksen.

Nancy hatte ihn auch zu dieser Operation begleitet, und als er hinterher in sein Zimmer kam und seinen Kittel an der Schulter herabzog, um ihr die sichtbare Beule zu zeigen, die der eingebaute Defibrillator bildete, musste sie sich abwenden. «Liebling», sagte er, «das ist zu meinem Schutz - kein Grund, aus der Fassung zu geraten.» «Ich weiß, dass es deinem Schutz dient. Ich bin froh, dass dieses Ding dich schützen kann. Das Schockierende daran ist nur, dass du», und da sie schon zu weit gegangen war, um ihm jetzt noch etwas Tröstliches vorlügen zu können, sagte sie: «dass du immer so jugendlich gewesen bist.» «Na ja, mit dem Ding bin ich jedenfalls jugendlicher als ohne. Ich werde alles tun können, was ich will, und muss mir keine Sorgen machen, dass die Rhythmusstörungen mich in ernste Gefahr bringen könnten.» Aber sie war bleich vor Hilflosigkeit und konnte nicht verhindern, dass ihr die Tränen übers Gesicht liefen: Sie wünschte sich ihren Vater so, wie er war, als sie zehn, elf, zwölf und dreizehn gewesen war, ohne Behinderungen oder Einschränkungen – und er selbst wünschte sich auch nichts anderes. Ausgeschlossen, dass sie das sehnlicher wünschte als er, aber in diesem Augenblick kam er mit seinem eigenen Kummer besser zurecht als mit ihrem. Er empfand das heftige Bedürfnis, ihre Ängste mit irgendeiner liebevollen Bemerkung zu lindern, als sei wieder einmal sie die Verletzlichere von ihnen beiden.

Er hörte nie auf, sich Sorgen um sie zu machen, und er begriff auch nie, wie es möglich war, dass ein solches Kind von ihm stammen konnte. Er hatte nicht unbedingt das Richtige getan, um es möglich zu machen, auch wenn Phoebe das getan hatte. Aber es gab nun einmal solche Menschen, unglaublich gute Menschen – Wunder, wenn man es recht bedachte –, und es war sein großes Glück, dass eins dieser Wunder seine charakterstarke Tochter war. Er staunte jedes Mal, wenn er sich umsah und bemerkte, wie bitter enttäuscht Eltern sein konnten - enttäuscht, wie er es von seinen zwei Söhnen war, die immer noch so taten, als sei das, was ihnen widerfahren war, noch niemals irgendjemand anders widerfahren -, und dann ein Kind zu haben, das in jeder Hinsicht die Nummer eins war. Manchmal kam es ihm vor, als sei alles bis auf Nancy ein Fehler gewesen. Und deshalb machte er sich Sorgen um sie und konnte noch immer an keinem Damenbekleidungs-geschäft vorübergehen, ohne dass er an sie denken und ihr etwas kaufen musste, das ihr gefallen könnte, und er dachte: Ich bin ein Glückspilz, und er dachte: Irgendwo muss doch etwas Gutes herkommen, und das war bei ihr der Fall.

Er erinnerte sich jetzt an ihre kurze Phase als Leichtathletin. Als Nancy mit dreizehn bei einem Zweimeilenlauf ihrer Mädchenschule den zweiten Platz belegt hatte, sah sie plötzlich die Chance, sich auf einem bestimmten Gebiet hervorzutun. Sie war auch in allem anderen gut, aber der Sport bot ganz neue Möglichkeiten des Ruhms. Eine Zeitlang verzichtete er auf sein regelmäßiges Schwimmtraining, damit sie frühmorgens und manchmal auch am späten Nachmittag zusammen laufen konnten. Sie liefen im Park, und dort gab es nur sie beide und die Schatten und das Licht. Inzwischen trat sie für die Schulmannschaft an, und dann geschah es bei einem Leichtathletikwettkampf, dass in einer Kurve ihr Bein einknickte und sie vor Schmerzen schreiend auf der Aschenbahn zusammenbrach. Was da geschehen war, kann jedem Mädchen zu Beginn der Pubertät geschehen – weil die Knochen in diesem Alter noch nicht ganz ausgehärtet sind, erwies sich, was

bei einer erwachsenen Frau bloß eine Sehnenzerrung gewesen wäre, für Nancy als viel dramatischer: Die Sehne hatte gehalten, aber ein Stück des Hüftknochens war abgerissen. Zusammen mit ihrem Trainer brachte er Nancy in die Notaufnahme des Krankenhauses, wo sie außer den schlimmen Schmerzen auch große Ängste ausstand, vor allem als sie hörte, dass man ihr nicht helfen könne, auch wenn man ihr zugleich, und mit Recht, Hoffnung machte, die Verletzung werde mit der Zeit von selbst ausheilen. Ihre Leichtathletikkarriere war damit freilich beendet, nicht nur, weil die Genesung sich bis zum Ende der Saison hinziehen würde, sondern auch, weil sie jetzt richtig in die Pubertät kam: Ihre Brüste entwickelten sich, ihre Hüften wurden breiter, und mit der Schnelligkeit, über die ihr kindlicher Körper verfügt hatte, war es vorbei. Und zu allem Unglück, als sei das Ende ihrer Beteiligung an Meisterschaftsläufen und die Veränderung ihrer physischen Erscheinung noch nicht verwirrend genug, mussten sich ihre Eltern auch noch ausgerechnet in diesem Jahr scheiden lassen.

Als sie neben ihm am Krankenhausbett saß und in seinen Armen weinte, hatte das viele Gründe, nicht zuletzt den, dass er sie mit dreizehn verlassen hatte. Sie war an die Küste gekommen, um ihm beizustehen, und dann konnte seine besonnene und vernünftige Tochter nichts anderes tun, als die Schwierigkeiten, die die Scheidung mit sich gebracht hatte, noch einmal zu durchleben und sich zu der unausrottbaren Phantasievorstellung einer Aussöhnung ihrer Eltern zu bekennen, auf die sie mehr als ihr halbes Leben lang gehofft hatte. «Aber man kann die Wirklichkeit nicht ummodellern», sagte er leise, indem er ihren Rücken und ihre Haare streichelte und sie sanft in seinen Armen schaukelte. «Man muss es nehmen, wie es kommt. Halt dich tapfer, und nimm es, wie es kommt. Anders geht es nicht.»

Das war die Wahrheit und das Beste, was er tun konnte – und wörtlich dasselbe, was er viele Jahre zuvor zu ihr gesagt hatte, als er sie im Taxi auf der Heimfahrt von der Notaufnahme in den Armen gehalten hatte, während sie ob der unerklärlichen Wendung der Dinge vor Schluchzen bebte (S. 66-72).

Resignation

Nun, er war dreimal geschieden, ein ehemaliger Seriengatte, den seine Hingabe nicht weniger auszeichnete als seine Missetaten und Fehler, und er würde weiterhin allein fertig werden müssen. Von nun an würde er mit allem allein fertig werden müssen. Schon in seinen Zwanzigern, als er sich für einen Spießer gehalten hatte, und bis in die Fünfziger hinein hatten ihm die Frauen so viel Aufmerksamkeit geschenkt, wie er sich nur wünschen konnte; seit er mit dem Kunststudium angefangen hatte, hatte das nicht mehr aufgehört. Man konnte meinen, er sei zu nichts anderem geschaffen. Dann aber geschah etwas Unvorhergesehenes – etwas Unvorhergesehenes und Unvorhersehbares: Nachdem er fast ein Dreivierteljahrhundert lang gelebt hatte, war es aus und vorbei mit dem produktiven, aktiven Leben. Er besaß weder die maskuline Attraktivität des produktiven Mannes, noch war er fähig, sich den Freuden des Mannseins hinzugeben, und er gab sich Mühe, sie nicht allzu sehr zu vermissen. Auf sich allein gestellt, hatte er eine Zeitlang geglaubt, dass das, was ihm fehlte, schon irgendwie zurückkommen und seine Unverletzlichkeit wiederherstellen und ihm die Zügel wieder in die Hand geben werde, dass der ihm versehentlich entrissene Anspruch wieder in Kraft gesetzt werde und er dort würde weitermachen können, wo er nur wenige Jahre zuvor stehen geblieben war. Jetzt aber schien es, dass er wie so viele alte Leute immer mehr abbaute und sich bis ans Ende nur noch als das, was er jetzt war, durch seine ziellosen Tage schleppen konnte – die ziellosen Tage und die ungewissen Nächte und das ohnmächtig Sich-abfinden-Müssen mit dem körperlichen Verfall und der unheilbaren Trauer und dem Warten, dem ewigen Warten auf nichts. So ist das also, dachte er, das ist es, was du nicht wissen konntest.

Der Mann, der mit Nancys Mutter durch die Bucht geschwommen war, war an einem Punkt angelangt, an den zu kommen er nicht einmal im Traum gedacht hatte. Es war Zeit, sich über das Vergessenwerden Gedanken zu machen. Die ferne Zukunft war zur Gegenwart geworden (S. 139 f.).

4.3.3 IM SENIORENDORF FÜR BETUCHTE SPIEßER

2001, nach 9/11, verlässt Jedermann Manhattan. Es zieht ihn ans Meer in New Jersey, wo er als Kind schon seine Ferien verbrachte. Er erwirbt eine 3-Zimmer-Wohnung im Starfish-Bay-Seniorendorf, in der er sich ein Malstudio einrichtet. Die Beschreibung der Örtlichkeiten liest sich wie aus einem Prospekt entnommen und entspricht wohl dem, was Wilhelm Raabe „*Nürnberger Fabrikation*“ nennt, als er den Nussknacker mit dem Puppensortiment vorstellt. Es ist ein austauschbares Jedermannsdorf mit Mittelstandsniveau:

Die Eigentumswohnungen in Starfish Beach waren attraktive, mit Holz verschaltete eingeschossige Häuser mit großen Fenstern und Glasschiebetüren, die hinten auf eine Terrasse führten; acht solche Einheiten bildeten einen Halbkreis, der einen mit Sträuchern bepflanzten Garten und einen kleinen Teich umschloss. Die Anlagen für die insgesamt fünfhundert älteren Herrschaften, die dort lebten, erstreckten sich über vierzig Hektar: Tennisplätze, ein großer Gemeinschaftsgarten mit Geräteschuppen, ein Fitnesscenter, eine Post, ein Haus der Begegnung, ein Töpferstudio, eine Tischlerwerkstatt, eine kleine Bücherei, ein Computerraum mit drei Terminals und einem Drucker und ein großer Saal für Vorträge und Aufführungen und für die Diashows, die von Paaren veranstaltet wurden, die von Auslandsreisen zurückgekehrt waren. Im Zentrum des Dorfs gab es ein beheiztes, olympiagroßes Freibad und daneben eine Halle mit einem kleineren Schwimmbecken, und in dem bescheidenen Einkaufszentrum am Ende der Hauptstraße des Dorfs gab es ein anständiges Restaurant, eine Buchhandlung, einen Schnapsladen, eine Geschenkboutique, eine Bank, ein Maklerbüro, eine Anwaltskanzlei und eine Tankstelle. Ein Supermarkt war nur eine kurze Autofahrt entfernt, und wer noch gut zu Fuß war – und das waren die meisten Bewohner –, konnte den knappen Kilometer zur Promenade wandern und an den Strand gehen, wo den ganzen Sommer über ein Strandwächter seinen Dienst versah (S. 59 f.).⁵³

Vergessen ist ein geriatrisches Ärztezentrum. Zu einem anspruchsvollen Projekt altersweltlicher Kolonialisierung gehört es unumgebar dazu. Aber für einen entsprechend großen Einzugsbereich zur Rentabilität sind die fünfhundert Bewohner sicher zu wenig. Außerdem würde Jedermann die ihn behandelnden New Yorker Ärzte so leicht nicht aufgeben, schließlich hat er sie alle mit dem Possessivpronomen versehen: „sein“ Kardiologe, „sein“ Internist usw. Das heißt, dass Jedermann die kolonialisierte Lebenswelt um seine Familie und seinen Beruf herum nie verlässt, allerdings ist es mit dem Ruhestand immer einsamer um ihn herum geworden, so dass Nancy, die seine Bestattung „organisiert“, sich am Telefon bemühen muss, dass „*die Trauergemeinde nicht nur aus ihrer Mutter, ihr selbst, seinem Bruder und seiner Schwägerin bestünde*“ (S. 10). Uneingeladen erscheint eine einzige Person, eine freundliche private Krankenpflegerin, die ihn nach einer seiner Operationen bei der Genesung begleitete und sich mit ihm auf ein Verhältnis eingelassen hatte.

Es würde eines Autors wie [Ivan Illich](#) bedürfen, der diesen Jedermann wohl als ein Beispiel dafür ansehen würde, was für ihn „Die Nemesis der Medizin. Von den Grenzen des Gesundheitswesens“ (1981) bedeutet. In Jedermanns Kranken- und Alterskarriere bildet sich das ab, was Illich kritisiert, dass nämlich Gesundheit, Krankheit und Tod keine natürlichen Erfahrungen des Menschen mehr sind, sondern einer Ärzteschaft anheimgegeben sind, die erst darüber befinden muss, was es mit Gesundheit, Krankheit und Tod auf sich hat. Angesichts dessen, wie der resignierte Jedermann sein

⁵³ Nach ganz ähnlichen Konzepten für langen Aufenthalt, aber mit Varianten für die Fahrt über die Ozeane werden mit immer größeren Dimensionen [Kreuzfahrtschiffe](#) geplant.

Leben bilanziert, bleibt von seinen „natürlichen Erfahrungen“ nicht viel übrig. „Noch nie waren mehr Sorgfalt und Schläue erforderlich gewesen, um den Gedanken an sein eigenes Ableben zu zerstreuen“ (S. 21).

Im Seniorendorf treten die herben Verluste seines Lebens angesichts der auf dem Reißbrett entworfenen langweiligen Vielfalt der Angebote zur Lebensgestaltung erst recht hervor. Nur der Gang zum Meer bringt Abwechslung: „Nichts entfachte mehr seine Neugier oder stillte seine Bedürfnisse, nicht das Malen, nicht seine Familie, nicht seine Nachbarn, nichts außer den jungen Frauen, die morgens auf der Promenade an ihm vorbeijoggen“:



Pin-up von [Alberto Vargas](#)⁵⁴

Eins der Mädchen hat es ihm besonders angetan: „Ihr Bauch war gebräunt, ihre Arme dünn, ihr dralles Hinterteil rund und fest, ihre schlanken Beine muskulös und ihre Brüste beachtlich für eine Frau, die nicht viel größer war als eins fünfzig. Sie hatte die üppigen Kurven eines Varga-Girls aus den Zeitschriften der vierziger Jahre (...)“ (S. 114-117).

Beim Anblick einer Frau, die wie ein Varga-Girl auf ihre sekundären Geschlechtsmerkmale reduziert wirkt, entsteht in ihm im Augenblick des Ansprechens und der Weitergabe seiner Telefonnummer noch einmal „das deutliche Gefühl von Individualisierung und sublimer Einzigartigkeit“, aus denen sich seiner spontanen Eingabe nach eine Liebesaffäre hätte entwickeln können. Auch das ist desillusionierend genug, denn auf dieser Ebene hatte er seine zweite, seine gute Ehe verspielt. In der so hoch gehängten gefühlten *Individualisierung und sublimer Einzigartigkeit*, will mir scheinen, schlägt nicht mehr durch als das blinde *egoistische Gen*, das auf seine Weitergabe drängt. Der Körper von Roths Jedermann wird bis in die letzten Fasern für die Gattungszwecke durchdrungen und instrumentalisiert, ohne dass es zu einem ebenbürtigen zwischenmenschlich getönten Austausch kommt. Denn auf der Strandpromenade spürte er schon während des ersten Wortauswechsels, „wie er hart wurde – so unglaublich schnell, als sei er wieder fünfzehn“.

Ist und bleibt dieser Roth'sche Jedermann, der sich selbst für einen Spießler oder sogenannten *Normalo* hält, letzten Endes nicht ein liebesunfähiges Wesen, dessen Sterben und Tod sich schließlich in einem antiseptischen Operationssaal vor maskierter, arbeitsteilig aufeinander abgestimmter OP-Besetzung abspielt?

Vielleicht liegt die Größe des kurzen Romans darin, in desillusionierender Nüchternheit die Lebensgeschichte eines amerikanischen Jedermanns auf den Kern zu reduzieren. Wie dieser Jedermann über seinen Beruf bei einer New Yorker Werbeagentur an den Konsumrädchen dreht, damit sie nicht

⁵⁴ Siehe http://www.thepinupfiles.com/vargas/alberto-vargas-pinup-artist_30.jpg.

zum Stillstand kommen und zu wachstumsträchtigen Umdrehungen immer neue Reize zur Verlockung von Konsumenten geschaffen werden müssen, und wie er selbst dabei dem Glauben anhängt, im Beruf wie im Privaten eine „*Position als unangreifbarer Mann*“ zu besitzen (S. 21), bleibt er bis zum Tod in das gesellschaftliche Räderwerk eingebunden, als gehe es nur darum, dafür geschaffen und auf der Welt gewesen zu sein. „*Landauf, landab hatten an diesem Tag fünfhundert Beerdigungen wie diese stattgefunden, alltägliche Routineveranstaltungen und (...) nicht mehr und nicht weniger interessant als alle anderen*“. Und bei allen Anstrengungen, jedermann / Jedermann in die Gesellschaft eingebunden und bei der Stange zu halten, bleibt doch die „*Unabweislichkeit des Todes, die alles überwältigt*“ (S. 19 f.).⁵⁵ Aber: Das von Roth geschilderte Jedermann-Leben hat bis zum Schluss seinen Auftritt auf einer kolonialisierten Lebensbühne, auf der auch das *Überwältigende* bis in den Operationssaal und ins Grab in Form gehalten wird. Deshalb bleibt nur der Schluss zu ziehen, dass die *Überwältigung* Jedermanns schon nach seiner Geburt begonnen haben muss ...

Gary hat für die *Überwältigung* das Bild von „*Kleidern ohne Leute*“ geschaffen, von denen die Welt bevölkert wird, Raabe mit dem reichlich betitelten *Geheimen Nussknackerrat* und denjenigen, die ihn dazu machen.

In Salomon Rubinstein hat Gary jedoch jemanden gezeichnet, der als „*König der Konfektionskleidung*“ an den hilflos gesuchten oder aufgezwungenen Standardmasken des täglichen Lebens tatkräftig mitarbeitet, wobei er für sich selbst aber nach seinen Maßen schneiden lässt. Dabei ist er sich bewusst, was es mit Konfektionskleidung im metaphorischen und symbolischen Sinn auf sich hat: „*Was tut ein Kind, wenn es auf die Welt kommt? Es fängt an zu schreien. Es schreit, es schreit. Nun, es schreit, weil die Konfektion anfängt ... Freude, Leid, Beklemmung, Bangigkeit, ganz zu schweigen von der Angst ... das Leben und der ... na ja, und der ganze Rest. Und der Trost, die Hoffnung, die Dinge, die man in den Büchern lernt und die man Philosophie nennt ... das alles ist ebenso Konfektion. Manchmal ist sie ganz alt und immer die gleiche, und manchmal erfindet man eine neue, nach dem Tagesgeschmack*“ (Kapitel 3).⁵⁶

Die Konfektion, das vorgefertigte Maß, wird von Jedermann nicht in Frage gestellt, vielmehr erfüllt er sie/es zu seiner eigenen Genugtuung bis in die angestrebte *Unangreifbarkeit*, von der am Schluss nichts außer der Einsamkeit im Seniorendorf bleibt, weil eben auch in der Gewöhnung an die Konfektion⁵⁷ das Scheitern unumgebar durchschlagen kann und „*Leid, Beklemmung, Bangigkeit, ganz zu schweigen von der Angst*“ als individueller Echoraum nicht auf Dauer zu besänftigen sind und ganz einfach haltlos und anders als im Säuglingsschrei aufbrechen können. Salomon Rubinstein wehrt sich offenbar im Alter wie nie zuvor gegen das Konfektionsmaß und sucht nach den ihm verbleibenden Möglichkeiten.

55 Ich denke, dass schöne Literatur in Romanen heute anders als nur aus der Perspektive *Jedermanns* über Leben und Tod nachzudenken hätte, wenn schon ein Begriff wie „*Überwältigung*“ ins Spiel gebracht wird. Denn es geht unausweichlich um das, was *homo sapiens* insgesamt im *Anthropozän* zuletzt mit immer größeren und schnelleren Fußabdrücken angerichtet hat. Dass Roth außerdem nicht überblickt, was er alles heraufbeschwört und nebeneinander stehen lässt, zeigt die auf S. 21 gemachte Beobachtung über die Medizin: „*Noch nie waren mehr Sorgfalt und Schläue erforderlich gewesen, um den Gedanken an sein eigenes Ableben zu zerstreuen*“. Der Leser sollte annehmen können, dass da von der kurz zuvor erwähnten „*Unabweislichkeit des Todes, die alles überwältigt*“, nichts mehr zu bemerken ist. Die *überwältigende Unabweislichkeit des Todes* wird nämlich durch medizinische Maßnahmen herabgedimmt und erfolgt in der Narkose.

56 Was Salomon Rubinstein hier beschreibt, entspricht der auf dieser Domain immer wieder dargestellten Naturebene 2 (van Schaik / Michel), auf der von den mächtigen Stichwortgebern alles unternommen wird, um Menschen in einem gesellschaftlichen Regelsystem Sicherheit zu versprechen, vor allem aber darin zu wiegen. Früher hat Naturebene 2 in der „wandelnden Glocke“ und in der Theologisierung der Welt Ausdruck gefunden. Mit der Enttheologisierung menschlicher Verhältnisse und der Trennung von Religion und Staat haben sich in der [Säkularisation](#) andere Instanzen zur Beherrschung und Zurichtung der Menschen durchgesetzt.

57 Salomon gibt zu verstehen, dass das Schreien des Neugeborenen **wegen** der Konfektion ausgelöst wird!

Jedermann bleibt indessen stumm und fügt sich.

Während Gary und Raabe die Welt als ein Theater vorführen, das Rollen zur Verfügung stellt, vergessen sie nie, dass diese Rollen für jedes Selbst etwas Äußerliches sind. Deshalb können die Menschen zu ihnen auf Distanz gehen, wenn sie sich nicht selbst verlieren wollen. Sie können, wenn sie wollen, das Rollenspiel – veranlasst vom Selbst – auch ins Clowneske übersteigern, um die Leser zu homerischem Gelächter über sich selbst, die ganze Welt und auch den Tod zu veranlassen. Das heißt, dass Raabe oder Gary und andere Autoren Wert darauf legen, dass ihre Gestalten in der Konfektion nicht aufgehen.⁵⁸ Jedermann, wie Roth ihn schildert, ist jemand, der sich fügt und nur im sexuellen Begehren *Individualisierung und sublime Einzigartigkeit* erlebt, dabei aber auch nur dem biologischen Zwang seiner Potenz folgt. Denn in ihm findet das Varga-Girl sein männliches Pendant. Auch gilt für ihn nicht mehr, was vom Tod sprichwörtlich gesagt wird, dass nämlich jeder seinen eigenen stirbt. Das ist nicht selbstverständlich oder wäre, wenn durchweg sprichwörtlich, zynisch, denkt man an Krieg oder Naturkatastrophen. Es muss nämlich, solange es möglich ist, für den **eigenen** Tod gesorgt werden, vielleicht sogar in der Weise, wie es Rainer Maria Rilke in [Das Stunden-Buch](#) in die Anrufung Gottes hüllt: „O Herr, gib jedem seinen eignen Tod.“⁵⁹

So erscheint der in den Bestattungsritualen konfektionierte Tod für Jean, den jungen Freund Rubinstein, in einer plötzlichen Eingebung auf einmal in anderem Gewand, als er sieht, wie in einem aufgegebenen Geschäft ein neues eingerichtet wurde: „*Apropos Konfektion, ich habe neulich etwas wirklich Lustiges in der Rue Baron gesehen. Dort war ein Beerdigungsinstitut mit Fotos von erstklassigen Särgen im Schaufenster, und dann haben sie umgebaut, und was kam stattdessen hin? Ein Konfektionsladen! Ich kann Ihnen sagen...*“ (Ende Kapitel 15).

Auf einmal wird die ganze Welt zum Kita-Schule-Arbeitsplatz-Rentner-Seniorendorf, wenn die Menschen nicht achtgeben und schon für das neugeborene Menschenwesen immer nur Konfektion auf Lager gehalten wird, in dessen Hintergrund – wie das Gleichzeitige im Ungleichzeitigen – in unterirdischen Betonsilos oder rund um die Uhr im U-Booteinsatz die [Samson-Option](#) als Mene-tekkel auf Abruf wartet.⁶⁰

In den drei hier vorgestellten Romanen aus den letzten hundert Jahren und den in ihnen geschilderten menschlichen Verhältnissen bleibt als Perspektive auf das, was solche Verhältnisse als Potential beinhalten können, offenbar nur die von Gregory Fuller angesprochene, an Montaigne orientierte Parole von der „*heiteren Hoffnungslosigkeit*“.

Also nicht die Hände in den Schoß legen. Genügend Apfelbäumchen warten nicht nur für Voltaires *Candide* darauf, in unseren Gärten gepflanzt zu werden. Wie sich Jedermann daran wird beteiligen können, steht auf einem anderen Blatt, was schon Montaignes Freund Étienne de la Boétie verwunderte und beunruhigte. Denn Jedermann wird, wenn wir Pech haben, den Ausschlag geben, weil er nicht gelernt hat, sich zu wehren.

58 Das ist auch durchweg im bisherigen Erzählwerk von Eric Vuillard der Fall.

59 Kann man sich vorstellen, wie die am Operationstisch Jedermanns hilflos zurückbleibenden Ärzte zurücktreten und ergeben meinen, „Gott“ habe Jedermann ohne ihr Mitwirken *seinen eigenen Tod* gegeben? Wenn schon nicht ergeben, dann wahrscheinlich höchstens schulterzuckend.

60 9/11 hatte nicht nur Jedermanns Umzug in eine bequeme Eigentumswohnung im Seniorendorf zur Folge, deren Wert sich nach drei Jahren schon verdoppelt hatte, was Jedermann wegen des Wiederverkaufswerts freute, sondern nach [James Risen](#) in den USA seither auch einen Aufschwung von Gier, Machtmissbrauch und ein Milliardengeschäft mit dem Kampf gegen den Terror: James Risen, *Krieg um jeden Preis*, Westend, Frankfurt a. M. 2015.

5 WUNSCHTRÄUME

Zwei deutsche Versionen einer tschechischen Prosadichtung von [Jan Skácel](#):

Feuilleton über den eigenen Tod (1963)

Wenn ich einmal sterben muß, hole ich mir den Tod mit der Lokalbahn, die von Heinrichsburg nach Neuwildenbrunn fährt. Es wird Anfang August sein, Heilig-Anna, der Morgen wird kühl sein, und zu dunkeln beginnen wird es erst um acht Uhr abends.

Das heißt, ich werde gleich nach dem Mittagessen losfahren können und noch bei Tageslicht ankommen. Vorausgesetzt, sie haben seit der Zeit, als ich das letzte Mal gefahren bin, den Fahrplan nicht geändert. Wenn ja, wäre das schade, und ich würde nicht fahren.

Von Heinrichsburg nach Neuwildenbrunn sind es mit der Schmalspurbahn genau dreiunddreißig Kilometer. Der Zug legt diese Strecke in ungefähr zweieinhalb Stunden zurück, ein Autofahrer, der seinem Leben übersteigerten Wert beimißt, braucht fünfundzwanzig Minuten.

In den Zug nach Neuwildenbrunn steigt man in Heinrichsburg nicht auf dem Bahnhof ein, sondern hinter dem Bahnhof. Der Zug steht auf einem Gleis, von dem niemand weiß, ob es hier endet oder beginnt. Als ob man sich in Heinrichsburg für diesen Zug schäme. Übrigens, ein Zug ist das nicht, eher ein Züglein – aber das ergötzlichste, das übrig blieb. Für eine solche Reise erste Klasse zu lösen wäre sicherlich bequem, der Zug aber hat nur Wagen zweiter Klasse. Doch das läßt sich überleben. Auch auf einer Holzbank. Hauptsache, ich komme ans Ziel.

Die Strecke führt durch eine Landschaft mit Teichen und Schilf, das scharf ist wie die Sehnsucht, vorbei an Dörfern mit in sich vermauerten Häusern und solchen Scheunen, daß jede von ihnen hundert eurer reichen Leben fassen würde. Die Stille dort ist süß und dicht. Über der Stille fliegen Rauchschnäbel, und irgendwo entdeckt ihr vom Zug aus einen Storch. Die Haltestellen haben Namen wie Kiesel: Riedlbach, Kösselbach, Kiesling, Perlstein, Steinfließ, Naßlarn, Hintermoos, Kalteneck. Die vorletzte ist Schwarzweiher. Dann kommt Neuwildenbrunn.

Der Zug hat es nicht eilig, und das wird mir sehr entgegenkommen. An jeder Haltestelle wartet er gründlich, die Eisenbahner koppeln Güterwaggons ab oder an, rangieren, und wenn das nicht nötig ist, wartet er nur so. Der Sommernachmittag ist golden wie ein Ornat. Die Minuten sind dünn wie die Seiten der Heiligen Schrift, die Begebenheit liebenswert, die Lieder ohne Worte. Und auf den Bahnhöfen entrinden gebeugte Großväter mit glänzendem Schnitzisen Rundholz. In Steinfließ werde ich aussteigen und zum letzten Mal im Teich baden. Zur Eile wird kein Grund sein, die Badehose noch trocknen.

Ab und zu, wenn ich genug haben werde vom langen Sitzen, werde ich neben dem Zug hergehen und mir für das Grab einen Strauß Pechnelken pflücken, und wenn die Füße zu schmerzen beginnen, werde ich wieder aufspringen.

Ankommen werden wir am Abend. Die Hühner in Neuwildenbrunn werden schon schlafen, und auf dem Bahnhof wird auf mich der Tod warten. Ich werde ihm die Hand reichen und sagen: „Mach schnell, solange man noch etwas sieht. Der Weg hat mich ganz geschafft.“

Wenn ich irgendwann sterben muß, werde ich versuchen, mein Leben nicht für etwas einsetzen zu müssen, und mir den Tod mit dem Zug von Heinrichsburg nach Neuwildenbrunn holen.

Nur daß sie bis dahin nicht den Fahrplan ändern.

Aus dem Tschechischen übersetzt von [Reiner Kunze](#) 1990, in: FAZ, 14.04.1990

Kleine Rezension über den eigenen Tod

Wenn ich einmal sterben muß, fahre ich um den Tod mit der Lokalbahn, die zwischen Neuhaus und Neubistritz verkehrt. Es wird Anfang August sein, Heilige Anna, kalt am Morgen und um acht bricht der Abend ein.

Das bedeutet, ich kann gleich nach dem Essen aufbrechen und komme immer noch bei Tageslicht an. Wenn sich seit der Zeit, als ich hier zum letzten Mal unterwegs war, nicht der Fahrplan geändert hat.

Wenn ja, wäre es schade, und ich würde nicht fahren.

Von Neuhaus nach Neubistritz sind es auf der Schmalspurtrasse genau dreiunddreißig Kilometer.

Der Zug legt diese Entfernung ungefähr in zweieinhalb Stunden zurück. Ein Automobilist, dem übertrieben an seinem Leben gelegen ist, schafft es auf der Straße in fünfundzwanzig Minuten.

In den Zug nach Neubistritz steigt man in Neuhaus nicht auf, sondern hinter dem Bahnhof ein. Er steht dort auf einem Geleise, von dem keiner weiß, ob es hier endet oder beginnt. Als ob man sich in Neuhaus schämen würde für den Zug. Übrigens, es ist kein Zug, eher ein Spielzeugzug, der putzigste, der übriggeblieben ist.

Es wäre sicherlich bequem, sich für eine solche Reise einen Platz in der Ersten Klasse zu kaufen, aber es werden nur Waggons der Zweiten Klasse in der Garnitur geführt. Das macht nichts. Von mir aus auf einer Holzbank, wenn ich nur an mein Ziel gelange.

Die Strecke führt durch eine Landschaft zwischen Fischteichen und wie die Sehnsucht scharfem Schilf, vorbei an Dörfern mit ineinander verwinkelten Bauernhäusern und solchen Stadeln, daß eure reichen Leben zu Hauf hineinpassen würden. Die Stille ist dort süß und dicht. Über ihr fliegen die Hausschwalben und irgendwo erblickt ihr einen Storch aus dem Zug. Die Haltestellen haben Namen wie Steinchen. Jindřiš, Blažejov, Malý Ratmírov, Strážovice, Kunžak, Kaproun, Senotín, Hůrky. Die vorletzte ist Albeř. Dann kommt Neubistritz.

Der Zug hat es nicht eilig, und das wird mir recht sein. Auf jeder Station wird gründlich gewartet, Eisenbahner kuppeln Güterwaggons ab oder an, rangieren, und wenn das nicht nötig ist, wartet man auch so. Der Sommernachmittag ist golden wie ein Ornat. Minuten, dünn wie die Seiten der Heiligen Schrift. Liebenswerte Geschichten. Lieder ohne Worte. Und alte Männer auf den Bahnhöfen schälen mit blitzenden Schnitzmessern die Rinde vom Rundholz. In Kunžak steige ich kurz aus, um zum letzten Mal in einen Teich baden zu gehen. Ich schaffe es ganz gut, sogar die Badehose trocknet mir noch.

Ab und zu, wenn ich des langen Sitzens schon überdrüssig werde, laufe ich zu Fuß neben dem Zug her und pflücke mir einen Strauß Pechnelken fürs Grab. Wenn mir die Füße weh tun, springe ich während der Fahrt wieder auf.

Nach Neubistritz kommen wir gegen Abend. Die Hühner sind schon schlafen gegangen, und auf dem Bahnhof wird der Tod auf mich warten. Ich gebe ihm die Hand und sage: »Machs rasch, solange noch Licht ist. Ich bin ganz gerädert von der Fahrt.«

Wenn ich einmal sterben muß, werde ich versuchen, daß ich nicht mein Leben für etwas aufs Spiel setzen muß, und mit dem Zug von Neuhaus nach Neubistritz um den Tod fahren.

Daß sie nur nicht den Fahrplan ändern bis dahin.

Aus: Jan Skácel, *Das elfte weiße Pferd*, Wieser, Klagenfurt-Salzburg 1993, S. 151-153.

(Übersetzung von Christa Rothmeier)

REISEFOTOS VON EINER ERINNERUNGSFAHRT NACH NORDBÖHMEN 2014:



In der Nähe von
[Nový Bor](#)/Haida



Scalice/Langenau
Eine Pfarrkirche aus
dem Jahre 1720





Das Pfarrhaus mit
Figurengruppe des
Hl. Nepomuk



Auf der Hauptstraße
in
Scalice



Ein Fenster in einer
Altstadtstraße von
Liberec/Reichenberg

6 ZWEI KOMÖDIANTEN TRETEN AB



Edward Hopper, *Two Comedians* (1966)

Das Gemälde Edward Hoppers (1882-1967), auf dem er sich und seine Ehefrau Jo bei der Abgangsverbeugung auf einer Theaterbühne zeigt, befand sich vormals im Besitz von Frank Sinatra und steht 2018 zur Versteigerung an.

Zurück: →[Hier](#)